

Berlin, August/September 1939
11. Jahrgang / Nummer 8/9

Verlagsort Berlin

Deutsche Post aus dem Osten

Herausgegeben vom
Verband der Russlanddeutschen e. V. (VRD)
Hauptschriftleiter: Carlo von Rügenen

Der Inhalt:

	Seite		Seite
Harald Stewert: Das deutsch-sowjetrussische Zusammengehen und die Russlanddeutschen . . .	1	Hans Harder: Gebet in der Fremde	27
Andres Morik: Getreues Baltentum	3	Dr. Karl Cramer: Die Architektur in den wolga- deutschen Dörfern	28
Andreas Mergenthaler: 125 Jahre wolga- deutsche Kolonien	4	Russlanddeutsche Sippenkunde	31
Dr. Karl Cramer: Die Volkstrast der Wolga- deutschen	9	Georg Löns: Auswanderung aus dem ehema- ligen Fürstentum Solms-Draunfels um 1766 ins Wolgagebiet	32
Ein Wort an die Wolgadeutschen im Reich	15	Die Gasmanns in Entre Rios	35
Hans Harder: Die Russlanddeutschen	16	Nachrichten aus dem Osten	37
Otto Mühagen: Die deutschen Bauern an der Wolga	16	Vom Russlanddeutchtum aus aller Welt	40
Hans Harder: Die Muschel	18	Mitteilungen des VRD.	43
Karl Cramer, Erlangen: Der wolgadeutsche Schelnstaat	19	Aus dem Leserkreise	44
J. Stach: Das Wolgadeutchtum in Sibirien	23	Büchertisch	44
Josef Ponten: Wie ich zur Wolga fand	25	Zum Kolonienverzeichnis und der Karte der deutschen Siedlungen an der Wolga	45

An unsere Leser

Welthistorische Ereignisse haben sich in den letzten Monaten Schlag auf Schlag abgespielt und gerade im Osten Europas tiefgehende Veränderungen hervorgerufen. Die „Deutsche Post aus dem Osten“ wurde dabei auf ihrem eigentlichen Gebiet vor grundlegend neue Aufgaben gestellt, deren Klärung Zeit erforderte. Sie ist daher seit dem Juli, wo das Heft mit dem Bericht über die Jahrestagung des BRD. erschien, nicht mehr herausgekommen. Nun geschieht es mit einer Sonder-Wolga-Nummer, die dank dem großen Entgegenkommen der Behörden im alten Umfang erscheinen darf. Sie bringt zugleich unsere grundsätzliche Einstellung zu der veränderten Lage im Osten.

Die Oktober-Nummer der DPD. wird nachgeholt und das Blatt, dessen Bedeutung angesichts der Entwicklung im Osten gestiegen ist, wieder regelmäßig erscheinen.

Karte der deutschen Kolonien an der Wolga

Unläßlich des 175jährigen Bestehens der deutschen Kolonien an der Wolga hat die Kulturabteilung des Verbandes der Rußlanddeutschen eine Karte angefertigt, die der Sondernummer der „Deutschen Post aus dem Osten“ über das Wolgadeutschtum beigelegt ist. Da durch die Herstellung dieser Karte uns erhebliche Unkosten entstanden sind, bitten wir unsere Abonnenten, 50 Pfg. für die Karte bei der nächsten Abonnementszahlung an uns zu überweisen. Interessenten können die Karte auch für 50 Pfg. in mehreren Exemplaren vom Verband der Rußlanddeutschen erhalten.

Verband der Rußlanddeutschen.

Zweigstellen des BRD.

Berlin. Leiter: Waldemar Löbsack, Bln.-Steglitz, Wilseder Straße 5

Bremen. Leiter: Dr. Ludwig Walker, Bremen, Woltmershauser Straße 416

Dinslaken a. Rh. Leiter: Christian Ditt, Dinslaken a. Rh., Heerstraße 44

Dresden. Leiter: Pastor H. Noemnich, Possendorf über Dresden-N. 28

Hamburg: BRD. Hamburg 36, Esplanade 37

Hannover. Leiter: Heinrich Mohr, Hannover, Breitenstraße 54

Königsberg i. Pr. Leiter: Artur Moos, Königsberg, Drummanstraße 1

Leipzig: Leiter: Arnold Fiechtner, Leipzig D 5, Oststraße 56, III

Marl (Westfalen). Leiter: Albert Splett, Bogenstraße 26 b

Rastenburg (Ostpr.). Leiter: Emil Henkel, Rastenburg, Bismarckstraße 14

Stuttgart. Leiter: Dr. W. Quiring, Stuttgart-G., Haus des Deutschtums. Postcheckkonto Nr. 57 40

Suckwitz. Leiter: Heinrich Schatz, Suckwitz i. Meckl., Post Krakow

Ein rußlanddeutscher Farmer
in Portugiesisch-Westafrika
sucht dringend
eine Hilfskraft für seine Farm.
Zuschriften an den BRD. erbeten.

Gesucht wird von seiner Tante Ottilie Riß:
Aldolf Winter,

der 1918 als Sechzehnjähriger von Rußland nach Deutschland flüchtete. Sein Vater hieß Alexander, seine Mutter Emilie, geb. Riß. Alle zweckdienlichen Angaben über den jetzigen Aufenthaltsort von Aldolf Winter erbeten an die Forschungsstelle des Rußlanddeutschtums, Berlin W 35, Potsdamer Straße 77.

Öffentliche Aufforderung

Die Rentnerin Rosalie Scharpenack, geb. Wolkenhaar, ist am 13. Februar 1938 in Sommerfeld (Niederlausitz), ihrem letzten Wohnsitz, tot aufgefunden worden. Da Erben bisher nicht ermittelt worden sind, werden diejenigen, denen Erbrechte an dem Nachlaß zustehen, hiermit aufgefordert, ihre Erbrechte bis zum 1. Dezember 1939 bei dem unterzeichneten Gericht anzumelden, andernfalls wird festgestellt werden, daß ein anderer Erbe als das Land Preußen nicht vorhanden ist. Als Erben können zwei Brüder Wolkenhaar in Rußland in Betracht kommen.

Sommerfeld (Niederlausitz), den 11. August 1939.
Amtsgericht.

Deutsche Post aus dem Osten

Monatsschrift, begründet von Adolf Eichler

Herausgegeben vom Verband der Rußlanddeutschen e. V. (VRD)

Hauptschriftleiter: Carlo von Kugelgen, Berlin
Druck: Mar Fischer, Berlin-Steglitz,
Schützenstraße 7



Postbezug jährlich 5,00 RM. Einzelnummer 0,50 RM. und 0,05 RM. Postgebühr.
Auflage 1500

11. Jahrgang / Nummer 8/9

Berlin, August/September 1939

Verlag: Verband der Rußlanddeutschen e. V. (VRD), Berlin W 35, Potsdamer Str. 77 — Fernruf: 22 42 86 u. 22 42 87
Postcheckkonto: „Deutsche Post aus dem Osten“, Berlin Nr. 96 53

Das deutsch-sowjetrussische Zusammengehen und die Rußlanddeutschen

Von Harald Gierert

Die ungeheure Tragweite der weltgeschichtlichen Ereignisse, die sich in den letzten Monaten vollzogen haben, werden wohl erst spätere Generationen in ihrem vollen Ausmaße erkennen können. Aber auch für uns, die wir schon den Weltkrieg mitgemacht, den Zusammenbruch des Zarentums, den Niedergang des Deutschen Reiches und dessen fantastischen Wiederaufstieg unter unserem Führer Adolf Hitler erlebt haben, sind die Geschehnisse der letzten zwei Monate einfach überwältigend. Wer hätte es beispielsweise für möglich gehalten, daß Polen, ein 36-Millionenstaat, in dem noch kürzlich die Parole von einem Marsch nach Berlin allgemein verbreitet werden konnte, nach einem knappen Monat nicht nur besiegt werden würde, sondern auch seine Existenz in der bisherigen Form würde aufgeben müssen.

Die Tatsache, daß sich der schroffe deutsch-sowjetrussische Gegensatz fast über Nacht in ein Zusammengehen verwandelt hat, ist für die Rußlanddeutschen — sowohl für diejenigen, die das Schicksal bereits in ihre Urheimat zurückgeführt hat, als auch für jene, die sich noch jenseits der deutsch-russischen Grenzpfähle befinden, — das allerwichtigste und einschneidendste Ereignis der letzten Zeit.

Was wird aus den Brüdern, Freunden und Stammesgenossen an der Wolga, in der Ukraine, im Kaukasus, am Schwarzen Meer und in anderen russischen Provinzen? Worin bestehen nun unter den veränderten Verhältnissen die neuen Pflichten der Rußlanddeutschen? Diese und viele andere, ähnliche Fragen drängen sich auf. Sie alle gleich und präzise zu beantworten, ist unmöglich; — es ist alles noch zu sehr im Fluß.

Während diese Zeilen geschrieben werden, wird die ablehnende Antwort Chamberlains auf das

Friedensangebot des Führers bekannt. Wir stehen also mitten im Kriege, dessen Ende noch nicht abzusehen ist. Um jedoch den richtigen Weg zu finden, den die Rußlanddeutschen jetzt zu beschreiten haben, muß man sich — wenigstens kurz — den historischen Ablauf der letzten Geschehnisse in ihrem Zusammenhang ins Gedächtnis zurückrufen.

Im Zuge seiner Einkreisungspolitik versuchte England seit April dieses Jahres, die Sowjetunion in seinen Ring mit einzuschließen. Es glaubte, dank der unüberbrückbar scheinenden Kluft zweier Weltanschauungen hier ein leichtes Spiel zu haben. Die Engländer übersahen dabei, daß Stalin bereits im März d. J. auf dem XVIII. Parteikongreß erklärt hatte, daß die Gerüchte über angebliche deutsche Eroberungsgelüste der Ukraine gegenüber nichts anderes seien als ein Köder der Entente, mit dem man die Sowjetunion in den Krieg gegen Deutschland hegen wollte. Die erste Schlappe erlitten die Engländer durch die Absetzung des sowjetrussischen Außenkommissars Litwinow, dessen Frau mit der Gattin des englischen Kriegsheimers Eden intim befreundet ist und der die englischen Wünsche infolgedessen wohl nachdrücklichst unterstützte. Stalin, der gar nicht daran dachte, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen, zog schon damals daraus die Konsequenz und setzte Litwinow ab, dessen Amt er dem sowjetrussischen Kabinettschef Molotow, einer Stalin bedeutend näherstehenden Persönlichkeit übergab. In diesem Zusammenhange dürfte es von Interesse sein, sich daran zu erinnern, daß die in den Vereinigten Staaten erscheinende jüdische Zeitschrift „American Hebrew“ vom 3. Juni 1938 in einem Artikel u. a. behauptet hatte, daß Litwinow ein großer Jude sei, der zur Rechten Sta-

lins, „dieses kleinen Zinnsoldaten des Kommunismus“, sitze. Litwinow sei jetzt schon so groß geworden, daß er jedem Genossen aus der Internationale über den Kopf gewachsen sei, „mit Ausnahme des Wächters des Kreml mit blassem Gesicht.“ Stalin hat aber jetzt bewiesen, daß er alles andere als ein Zinnsoldat der amerikanischen Juden ist.

Die Verhandlungen mit den Russen endeten mit einer vollkommenen Blamage der Engländer. Am 19. August wurde das neue Handels- und Kreditabkommen mit Deutschland geschlossen, am 23. August der Nichtangriffs- und Konsultationspakt, und knapp einen Monat später folgte das russisch-deutsche militärische Zusammengehen in Polen. Die Wertung dieser Tatsachen von russischer Seite ist aus der Rede Molotows auf der Sitzung des Obersten Rates der Sowjetunion am 21. August zu ersehen, in der er u. a. sagte:

„Der Nichtangriffspakt zwischen Sowjetrußland und Deutschland bedeutet einen Umschwung in der Geschichte Europas und nicht nur Europas allein . . .“

„Wir haben aufgehört, Feinde zu sein.“

Und an anderer Stelle:

„Der deutsch-sowjetrussische Nichtangriffspakt setzt der Feindschaft zwischen Deutschland und Rußland ein Ende, und dies liegt im Interesse beider Länder.“

Weiter erklärt dann Molotow, daß der Unterschied in den Weltanschauungen und politischen Systemen kein Hindernis für die Herstellung guter politischer Beziehungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion bilden dürfe.

In seiner geschichtlichen Rede vor dem Reichstag am 1. September erklärte daraufhin der Führer:

„Deutschland hat nicht die Absicht, seine Doktrin zu exportieren, und in dem Augenblick, in dem Sowjetrußland seine Doktrin nicht nach Deutschland zu exportieren gedenkt, sehe ich keine Veranlassung mehr, daß wir noch einmal gegeneinander Stellung nehmen sollen.“

Der Generalfeldmarschall Göring äußerte sich in ähnlichem Sinne in seiner Rede zu den Arbeitern der Rheinmetall-Vorriegwerke:

„Daß die Verständigung (mit Sowjetrußland) wirklich eine richtige und tiefgehende ist, das wißt Ihr. Hier mag jeder von uns seine eigene Sache machen. Wir machen unseren Nationalsozialismus, die machen ihren Kommunismus. Da wollen wir uns gegenseitig nicht hineinmischen. Im übrigen sind wir zwei große Völker, die miteinander Frieden haben wollen . . .“

Und in seiner letzten großen Reichstagsrede vom 6. Oktober erklärte der Führer dann, indem er das Verhältnis Deutschlands zu den Großmächten schilderte, bezüglich der Sowjetunion:

„Als Letztes habe ich nun noch versucht, die Beziehungen des Reichs zu Sowjetrußland zu normalisieren und endlich auf eine freundschaftliche Basis zu bringen. Dank gleichen Gedankengängen Stalins ist nun auch dies gelungen. Auch mit diesem Staat ist nunmehr ein dauerndes freundschaftliches Verhältnis hergestellt, dessen Auswirkung für beide Völker segensreich sein wird.“

Deutschlands Aufgabe im Ostraum skizzierend, bezeichnete der Führer dann im Zusammenhang mit dem Zerfall des polnischen Staates als wichtigste Aufgabe:

„Eine neue Ordnung der ethnographischen Verhältnisse, d. h. eine Umsiedlung der Nationalitäten so, daß sich am Abschluß der Entwicklung bessere Trennungslinien ergeben, als es heute der Fall ist.“

In diesem Sinne aber handelt es sich nicht um ein Problem, das auf diesem Raum beschränkt ist, sondern um eine Aufgabe, die viel weiter hinausgreift; denn der ganze Osten und Südosten Europas ist zum Teil mit nicht haltbaren Splintern des deutschen Volkstums gefüllt. Gerade in ihnen liegt ein Grund und eine Ursache fortgesetzter zwischenstaatlicher Störungen. Im Zeitalter des Nationalitätenprinzips und des Rassegedankens ist es utopisch, zu glauben, daß man diese Angehörigen eines hochwertigen Volkes ohne weiteres assimilieren könne. Es gehört daher zu den Aufgaben einer weitschauenden Ordnung des europäischen Lebens, hier Umsiedlungen vorzunehmen, um auf diese Weise wenigstens einen Teil der europäischen Konfliktstoffe zu beseitigen. Deutschland und die Union der Sowjetrepubliken sind übereingekommen, sich hierbei gegenseitig zu unterstützen.“

Aus diesen Anweisungen des Führers ergibt sich für die Rußlanddeutschen als unzweifelhaftes Gebot, alles zu vermeiden, was die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland trüben könnte. Wir werden uns nicht in die innerpolitischen sowjetrussischen Verhältnisse einmischen, und Rußland mischt sich nicht in unsere Verhältnisse ein. Außenpolitisch und wirtschaftspolitisch haben wir gemeinsame Interessen, und wir können und müssen uns in diesen Richtungen gegenseitig unterstützen und unsere Beziehungen weiter ausbauen, was zu einem ungeheuren Aufschwung für beide Staaten führen kann. Rußland ist immer noch das große Rohstoffgebiet, während wir der bestorganisierte industrielle Staat Europas sind. Den Krieg, in dem wir uns jetzt befinden, haben nicht wir vom Zaun gebrochen, sondern die plutokratischen Kreise der Westmächte, die aus diesem Kriege ihre Profite ziehen wollen. Mögen die Weltanschauungen zwischen Deutschland und Italien einerseits und Sowjetrußland andererseits auch verschieden sein, in einem aber sind sie doch gleich: alle drei sind Gegner der plutokratischen Demokratien. Imperialistische Ideen werden auch nur von Großbritannien und nie von Deutschland verfolgt. Der Führer hat den schlagendsten Beweis dafür geliefert, indem er schon die deutschen Volksgruppen aus dem Baltikum zurückzieht. In den Splintern deutschen Volkstums in den fremden Ländern sieht ja der Führer den Grund und die Ursache „fortgesetzter zwischenstaatlicher Störungen“. Um solche in Zukunft ein für allemal auch zwischen Deutschland und Rußland zu bannen, wird auch die Frage der Rußlanddeutschen an der Wolga, am Schwarzen Meer und in anderen russischen Siedlungsgebieten einer

Klärung bedürfen. Noch wissen wir nichts Näheres; aber es ist zu hoffen, daß auch diese Frage eine für unsere stammverwandten Brüder günstige Lösung findet. Und falls diese erfolgt, ergeben sich für die

Rußlanddeutschen, die sich im Großdeutschen Reich befinden, neue und große Aufgaben, wie sie in einem anderen Aufsatz dieser Nummer: „Ein Wort an die Wolgadeutschen im Reich“ geschildert sind.

Getreues Baltentum

Von Andres Moriz

Mögen wir immer klarer verstehen, was uns bindet und was uns freigibt — als Deutsche, denen Gott in einer rätselhaften und kampfreichen Geschichte eine Aufgabe ins Herz schrieb, die unsere Söhne von uns erben werden, wie wir sie unseren Vätern verdanken . . .

Reinhard Wittram (Riga).

„In Treuen fest“ — wie schicksalsverschworener Händedruck ist dieser Wahlspruch der Baltendeutschen, für die in ihrer Gesamtheit, als lebendiger Organismus nunmehr ein ganz neuer Abschnitt ihrer geschichtlichen Entwicklung begonnen hat. In seinem letzten Friedensruf an die Völker der Welt gab der Führer bekannt, daß die über Europa verstreuten deutschen Volksgruppen nunmehr ins Reich heimkehren werden. In den baltischen Ländern ist der Anfang gemacht. Auf deutschen Schiffen kommen sie über das Meer, die Deutschen Estlands und Lettlands — Ahne und Enkel — Mann, Frau und Kind — insgesamt 75 000.

Als letzte Glieder in einer langen Kette der Geschlechter gehen sie einen Weg zurück, der ihre Vorfäter vor mehr als 700 Jahren ins Dunkel einer unbekannteren Zukunft führte. Deutsche zogen aus — und im formenden Gang der Jahrhunderte wurden sie Baltendeutsche am Baltischen Meer. Ein windverwehter Same fand Erde, die ihn trug. Die Kraft des Wachstums aber war ihm mitgegeben.

Kampf ist das Schicksal der Baltendeutschen gewesen. Bauen und erhalten im Zeichen von Pflug und Schwert. Sie haben ihrer Aufgabe mit jener letzten Hingabe gedient, die kein Wägen kennt. Ein Wort ist Wesenszeichen für das Bild jener vergangenen Jahrhunderte, die sich am Einsatz gemessen alle gleichen: das Wort „Trotzdem“. Die Leistung an zäher, aufbauender Arbeit ist niemals mehr zu leugnen. Das Opfer an Blut, das dies zahlenmäßig so kleine Fähnlein der Versprengten im Dienst an seiner Aufgabe gebracht hat, ist schier ungeheuerlich. Trotzdem! Neu und immer wieder neu erstand jenes Kraftfeld im politischen Raum, das unter dem Namen Baltenland seinen Platz in der Geschichte längst erkämpft hat. In Treuen fest standen Väter und Söhne — für die Heimat Erde, für ihr deutsches Herz.

Nur ganz vereinzelte Gebiete der Erde sind im gleichem Maße Schlachtfelder der Weltgeschichte gewesen wie das Baltenland. Der deutsche Ritterorden baute dort seine Burgen nach den trübsigen

Vorbildern im Reich. Polen und Litauen waren Herr, und Schwedens Farben sanken erst mit dem erlöschenden Stern des reitenden Königs Karl XII. Peter der Große stieß dort sein „Fenster nach dem Westen“ auf. Die Flammen des Weltkrieges loderten über das immer wieder heimgesuchte Land. Heute sind Estland und Lettland die Hüter der blutgetränkten Erde. Zu jeder Zeit aber waren die Baltendeutschen in Sieg und Niederlage ihrem Lande treu. Sie trugen ihr Schicksal. Sie ertrugen den Tag — trotzdem sie wußten, daß jeder Morgen neuen Kampf bedeuten würde. Sie wußten in ihren Gräbern die Väter und Ahnen, die ihnen den Weg gewiesen. Den Dienst an der Heimat verweigern hieß wurzellos sein. Da gingen sie weiter den gleichen Weg, der nun zu neuen Zielen führt.

Bauen und erhalten — die ewige Aufgabe bleibt. Altes deutsches Reichsgebiet, das während der vergangenen zwanzig Jahre einer bedenkenlos zerstörenden Herrschaft bis ins Mark getroffen wurde, harret der neuen Taten. Deutsche Hände, deutscher Geist sollen dem blutenden Lande Hilfe und Heilung bringen. Die Baltendeutschen kommen über das Meer. In 700 Jahren haben sie gelernt, zu bauen und zu erhalten über alle Hindernisse hinweg. Trotzdem! Es ist für das jüngste Geschlecht die alte Aufgabe geblieben.

Opfer ist die Geschichte des Baltendeutchtum. Es hat seine Heimat verloren, um sein Vaterland zu gewinnen. 500 Söhne der Volksgruppe stehen heute allein als Offiziere unter den Fahnen des Großdeutschen Reiches. Ihre Väter waren schon vor zwanzig Jahren den Weg zurückgegangen. Baltische Heimat — das war Möbenschrei und brausendes Meer, waren Tannnwälder und Ackerland, waren Türme und Glocken und Kreuze am Strom. Nun bietet sich den 75 000 eine neue Heimat dar. Den Jüngeren zu Arbeit und Dienst mit jener bewährten Hingabe, die kein Wägen kennt. Den Alten zur Ruhstatt des friedvollen Feierabends.

Deutsche Treue ist sich überall gleich in der Welt. Die Baltendeutschen, die heute den Weg ihrer Vorfäter zurückgehen, kennen bereits das Ziel. Sie wissen: nicht eine dunkle Zukunft, sondern Deutschland wartet auf sie. Das aber heißt ein ernstes Heute, ein helleres Morgen, heißt heute und morgen das deutsche Volk.

175 Jahre wolgadeutsche Kolonien

Von Andreas Mergenthaler

Vor 175 Jahren sind die ersten Deutschen aus Hessen, Pfalz, Westfalen, Bayern, Schwaben sowie aus der Schweiz, Elsaß und Lothringen auf Grund des Manifestes Katharinas II. vom 22. Juni 1763 nach Rußland in das mittlere Wolgagebiet eingewandert. In den Jahren 1764 bis 1767 gründeten sie dort auf dem rechten Ufer der Wolga, der Bergseite, und dem linken Ufer, der Wiesenseite, 104 reindeutsche Ackerbaukolonien. Als älteste Ansiedlung gilt die Kolonie Nishnjaja Dobrinka (gegründet am 29. Juni 1764), die in diesem Jahr zusammen mit einer Reihe von anderen Mutterkolonien auf ihr 175jähriges Bestehen zurückblicken kann. Aus diesem Anlaß sei hier ein kurzer geschichtlicher Überblick über Entstehung und Entwicklung dieser Kolonien gegeben.

Die russische Regierung besaß großes Interesse daran, die neu erworbenen menschenleeren Gebiete im Osten, insbesondere die seinerzeit noch wilde Gegend an der Wolga mit sachkundigen Ausländern zu besiedeln. Sie sollten unbebaute Gebiete der Ackerbaukultur erschließen, neue landwirtschaftliche Kenntnisse unter den Einheimischen verbreiten und einen Schutzwall gegen die häufigen Überfälle der nomadisierenden Völker: der Kirgisen, Kaschken und Kalmüden bilden. Um dem Manifest Zugkraft zu verleihen, versprach man den Einwanderern große Privilegien, wie freie Reise, großzügige staatliche Unterstützung bei der Ansiedlung, Steuer- und Abgabefreiheit auf zehn Jahre, Befreiung vom Militärdienst für ewige Zeiten, eigene Selbstverwaltung usw. Russische diplomatische Vertreter und dafür eingesetzte Agenten entfalteten im Auslande eifrige Werbetätigkeit. In Flugblättern, die in Deutschland und anderen Ländern in Tausenden von Exemplaren zur Verteilung gelangten, malten die Agenten und Werber den Auswanderungslustigen zauberhafte Bilder von den Verhältnissen in Rußland aus. In einem Flugblatt, das der russische Geschichtsschreiber G. Pissarewskij in seinem Werk „Aus der Geschichte der ausländischen Kolonisation in Rußland im 18. Jahrhundert“ (Moskau 1909, in russischer Sprache) veröffentlicht hat, wird z. B. dargelegt, daß das „Königreich Astrachan, an dem Flusse Wolga gelegen, eine Luftgegend, die derjenigen von Frankreich nichts nachgibt, was die Mäßigkeit und Fruchtbarkeit des Erdreiches anbelangt, es sei reich an Wein, Getreide, Wiesenschwamm, Holz und fischreichen Flüssen“. Zum Schluß heißt es, daß „alle diejenigen Hausleute, welche in ihrem Land nichts haben, sich in Rußland als Eigentümer von Häusern, Ländereien, es sei zum Acker oder Weinwachs, ja selbst einer Handlung, wenn sie die Fähigkeit dazu haben, betrachten können und nach Verlauf einiger Zeit . . . sich als Besitzer eines Gutes befinden, das sie in Stand setzt, mit viel Gemächlichkeit zu leben, und ihren Erben, die sonst eben so elend verblieben wären, als ihre Väter, die Hoffnung verschaffen, dereinst ein Gut

zu teilen, welches diese Hausleute anderwärts nicht würden haben erwerben können.“

Daß solche verlockende Flugblätter damals gerade in Deutschland eine besonders erfolgreiche Wirkung hatten, ist auf die vom Siebenjährigen Krieg verursachte Not zurückzuführen. Gegen 27 000 Deutsche folgten dem Ruf Katharinas II. und zogen mit großen Hoffnungen über Kossau (dort befand sich ein Sammellager), Lübeck und Petersburg nach dem Wolgagebiet. In ihren Erwartungen sollten sie aber bald enttäuscht werden. Die Unterstützungen, die ihnen die russische Regierung für die erste Einrichtung des Hauswesens gewährte, wurde von ihnen noch vor dem Eintreffen an dem Bestimmungsort verzehrt, weil die Reise von Petersburg bis Saratow ein ganzes Jahr dauerte. An Ort und Stelle angekommen, waren für die Kolonisten weder Häuser erbaut, noch die Felder eingesät, und sie waren in der ersten Zeit gezwungen, in Zelten, Hütten und Erdlöchern zu wohnen. Auch nach der Errichtung von Häusern und Zuteilung von Arbeitsvieh (je ein Pferd, zwei Kühe und Kleinvieh) und Saatgut ging die Kolonisationsarbeit sehr langsam vorwärts. Den Kolonisten waren die Bodenverhältnisse, das Klima und die natürlichen Produktionsbedingungen des unteren Wolgagebiets ganz unbekannt, so daß sie viele Fehler begingen, bevor sie sich an die eigenartigen Verhältnisse des Landes gewöhnten. Sie säten zu spät oder zu früh, zu tief oder zu flach usw. und erzielten dadurch vielfach schlechte Ernten. Außerdem wurde die Entwicklung der Landwirtschaft stark durch die häufigen Überfälle der Kirgisen und Kalmüden gehemmt, die ganze Dörfer zerstörten, das Arbeitsvieh wegtrieben, die Einwohner in Gefangenschaft nahmen und als Sklaven verkauften. Von etwa 1000 verschleppten Kolonisten konnten 811 Personen aus der Gefangenschaft wieder befreit werden. Große Verheerungen richtete in den Kolonien der Pugatschew-Aufstand (1773/74) an: 17 Kolonien sind überfallen und vier (Časarsfeld, Čhaisol, Keller und Leitsinger) vollkommen zerstört worden. Časarsfeld und Čhaisol wurden überhaupt nicht mehr aufgebaut. Aus ihnen entstand später die Neu-Kolonie.

Die russische Bodenverfassung, die keinen privaten Landbesitz, sondern nur einen Gemeindebesitz kannte, fand auch auf die Wolgakolonien Anwendung. Nach dieser Bodenverfassung wurde von der Gemeinde in gewissen Zeitabschnitten eine Neuverteilung der Felder vorgenommen, und zwar entsprechend der Zahl der Wirtschaftshöfe oder der Pflüge, Ehepaare usw., hauptsächlich jedoch entsprechend der Zahl der sogenannten „Revisionsseelen“, d. h. der Zahl der erwachsenen Einwohner männlichen Geschlechts. Frauen und Mädchen erhielten kein Land. Alle „Revisionsseelen“ bekamen Landanteile von gleicher Größe und Güte zur zeitweiligen Nutznießung. Im Wolgagebiet fand die Landumteilung gewöhnlich jedes sechste oder zehnte

Jahr statt. Ein derartiges Landverteilungssystem nannte man „Mir-System“. Es hat insofern auf die Entwicklung der Landwirtschaft einen lähmenden Einfluß ausgeübt, als es nicht nur die persönliche Initiative und den Unternehmungsgeist der Kolonisten herabdrückte, sondern auch eine ständige Verkleinerung des Landanteils einer jeden Familie zur Folge hatte. Während 1789 auf eine „Revisionsseele“ 15,5 Desjatinen Land entfielen, waren es 1850 5,6 Desjatinen und 1869 nur noch 1,5 Desjatinen. Erst die Stolypinsche Agrarreform, die den Gemeindebesitz in Individualbesitz umwandelte, hat hier eine grundlegende Wandlung geschaffen. Die Wolgakolonisten erhielten ihren Anteil als Eigentum zugeteilt, und ihr Wohlstand verdoppelte sich fast im Durchschnitt in wenigen Jahren.

Trotz aller Rückschläge, wie Missernten, Übersälle usw., und dem Mir-System, das sich ungünstig auf die Entfaltung der Landwirtschaft auswirkte, ist es den Wolgakolonisten gelungen, das mittlere Wolgagebiet der Ackerbaukultur zu erschließen und sich ein bedeutendes Eigentum zu erwerben. Der ursprünglich den 103 wolgadeutschen Mutterkolonien von der Regierung zugeteilte Landbesitz betrug 376 770 Desjatinen brauchbares und unbrauchbares Land, das gesamte zugeteilte Land, das durch Abzahlung allmählich restlos in den Eigenbesitz der Kolonisten übergang, 1 476 000 Desjatinen. Darüber hinaus haben sich die Wolgadeutschen noch weit über eine halbe Million Desjatinen Land käuflich erworben. Sie besaßen demnach eine Fläche von mindestens 2 Millionen Desjatinen, das ist eine Fläche, die dem Lande Württemberg (49 517 Quadratkilometer) entspricht. Wolgadeutsche Sachkenner schätzen den Landbesitz auf mindestens 2½ Millionen Desjatinen. Die Zahl der Siedlungen hatte sich von den ursprünglich gegründeten 101 Mutterkolonien im Laufe von anderthalb Jahrhunderten durch Aussiedlung um 101 große Tochterkolonien und über 273 Kleinsiedlungen und Landgüter vermehrt. Unmittelbar vor dem Kriege gab es in den Wolgakolonien etwa 55 000 Wirtschaften. Die Ausaatfläche belief sich auf 800 000 Desjatinen (darunter Weizen 300 000 Desjatinen, Roggen und Gerste 300 000 Desjatinen, Sonnenblumen 100 000 Desjatinen und Kartoffeln 100 000 Desjatinen), und der Viehstand wies 250 000 Pferde, 268 000 Rinder, 21 800 Kamele, 283 200 Schafe, 74 400 Ziegen und 180 000 Schweine auf.

Infolge Landmangels waren die Wolgakolonisten gezwungen, recht frühzeitig in andere Erwerbszweige überzugehen. Es entwickelten sich nach und nach in der Hauptsache drei Industriezweige: Mühlenindustrie, Textilindustrie und Tabakbau. 1914 gab es in den Wolgakolonien etwa 600 Windmühlen, 110 Wassermühlen und 150 Mühlen mit mechanischem Betrieb. Ihre jährliche Produktion belief sich auf viele Millionen Zentner Mehl, das hauptsächlich von den Unschlaghäfen Katharinenstadt (über zwei Millionen Pud, ein Pud = 16,38 Kilogramm) und Seelmann (über fünf Millionen Pud) aus nach allen Teilen Rußlands zum Versand gelangte. An Textilstoffen wurde hauptsächlich ein in ganz Rußland hoch-

geschätzter Baumwollstoff „Sarpinka“ erzeugt, dessen Produktion sich bereits 1866 auf 12 Millionen Arschin (ein Arschin = 0,7112 Meter) belief. 1918 zählte man in 48 Wolgakolonien etwa 30 Webstühle, 104 Verteilungskontore (davon allein in Balzer 60), 23 Färbereien, eine Appreturfabrik und zwei Webereien mit mechanischem Betrieb. Die „Sarpinka“-Erzeugung war besonders stark auf der Bergseite vertreten. Sie wurde Ende des 19. Jahrhunderts auch auf die Wiesenseite verpflanzt. Die jährliche Tabakproduktion belief sich auf über 200 000 Pud. In den achtziger und neunziger Jahren entwickelte sich ein neuer Industriezweig: die Puzmaschinenindustrie. Sie nahm ihren Anfang in Grimm (in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre) und ging bald auf die Kolonien Bauer, Dönnhof, Kauß, Huck, Merkel, Franzosen, Messer, Dittel u. a. über. 1877 waren sieben Werkstätten für die Herstellung von Puzmaschinen in Betrieb, 1890 — 116, 1900 — 278 und 1910 bereits 308. Außerdem waren folgende Gewerbe vertreten: Löperei, Ziegelei, Korb- und Strohflechterei, das Gewerbe der Herstellung von Dreschsteinen, Tabakspfeifen u. a. Nach einer vorsichtigen Berechnung wurde der Wert der Industriewerke der Wolgadeutschen auf mindestens 50 bis 60 Millionen Goldrubel geschätzt, der gesamte Vermögenswert (Landbesitz, Barvermögen, Hof-, Häuser- und Industriewerte) nebst dem Volkseinkommen (Ernteerträge, Einkommen von der Industrie, Löhne usw.) auf etwa 650 Millionen Goldrubel (= 1,3 Milliarden Reichsmark).

Die den Kolonisten im Manifest versprochene Selbstverwaltung bestand bis zum Jahre 1874. Sie nannte sich „Petersburger Kanzlei der Vormundschaft für Ausländer“ oder „Tutel-Kanzlei“, besaß die Rechte eines Ministeriums und galt als die höchste Instanz für die Kolonien. In Saratow hatte sie eine Abteilung — das sogenannte „Saratower Kontor der Tutel-Kanzlei“, dem die Aufgabe oblag, alle Kolonien mit Hilfe von sechs Kommissaren (die Kolonien waren zunächst in sechs, hernach in neun Kreise eingeteilt) zu verwalten, bei der Verteilung von Saatgetreide, Unterstützung usw. behilflich zu sein und für das Wohl der Kolonisten Sorge zu tragen. Ihm stand auch das Recht zu, Streitigkeiten zu schlichten, von den Kolonisten begangene Delikte zu bestrafen, die zwischen den Kolonisten und Russen entstehenden Streitigkeiten zusammen mit der russischen „Wojewoden-Kanzlei“ beizulegen usw. 1768 hatte das „Saratower Kontor“ alle Verordnungen der Petersburger Vormundschaftskanzlei sowie seine eigenen Verfügungen unter dem Namen „Instruktion für die in den Kolonien niedergelassenen Einwohner“ gesammelt, die sich in sieben Abschnitte gliederte und als die Verfassung der Wolgadeutschen bezeichnet wird. Es steht außer Zweifel, daß die eigene Selbstverwaltung der Wolgadeutschen sowie ihre Verfassung wesentlich zur Entfaltung der Kolonien beigetragen haben. Als 1782 (Ukas vom 20. April 1782) die Tutel-Kanzlei in Petersburg und das Saratower Kontor aufgelöst und die Kolonien der russischen Verwaltung eingegliedert wurden, hatten sie bald einen so starken wirtschaftlichen Rückgang zu verzeichnen, daß Kaiser Paul I. sich veranlaßt fühlte,

beide Institutionen wieder ins Leben zu rufen. Das restaurierte Kontor mußte sich zur Richtschnur seiner Arbeit die von der Regierung vorgeschriebene „Instruktion für das Kontor der Vormundschaft für Ausländer“ nehmen. Es besaß drei Abteilungen: a) Verwaltungs-, b) juristische und c) wirtschaftliche Abteilung. An der Spitze stand ein vom Kaiser ernannter Oberrichter. Seine Beamten wurden vom Minister bestätigt. 1802 ist das Kontor dem Innenministerium unterstellt worden. Der Briefwechsel mit den Kolonien wurde in deutscher Sprache geführt. Als Organe der Dorfverwaltung galten: a) die Gemeindeversammlungen, an denen ein Vertreter männlichen Geschlechts je Hof teilnahm, b) der Gemeindevorstand oder das Kolonialamt, an dessen Spitze der Schulze oder Vorsteher stand. Die Amtssprache war deutsch. Im Zuge der von der russischen Regierung in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts eingeleiteten Russifizierungsmaßnahmen erschien im Dezember 1868 das „Gesetz über die Übergabe der Kolonien der ausländischen Ansiedler unter die Leitung der allgemeinen Institutionen für Bauernangelegenheiten“. Von nun ab beschränkte sich die Tätigkeit des Kontors nur auf Kirchen- und Schulangelegenheiten. 1870 erfolgte die völlige Eingliederung der Kolonien in die russische Verwaltung, gleichzeitig die Aufhebung der „Kolonienverwaltung“ (Kolonistengesetz) und 1876 die Auflösung des Kontors. Die Kolonisten erhielten den Namen „Ansiedler-Eigentümer“ oder „Ansiedler-Grundbesitzer“. In Verwaltung und Gericht wurde die russische Sprache eingeführt. Die Dorfverwaltung selbst trug nach wie vor einen deutschen Charakter. Die Gemeinde wählte ihren Vorsteher aus ihrer Mitte; auf den Dorfversammlungen wurde nur die deutsche Sprache gebraucht. Nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Rußland erfolgte auch die Aufhebung der Freiheit vom Militärdienst. Somit hatten die Kolonisten außer der Religionsfreiheit die ihnen einst feierlich zugesicherten Privilegien verloren.

Daß die Wolgadeutschen trotz der Eingliederung in die russische Verwaltung ihr Deutschtum auch weiterhin rein erhielten, haben sie in erster Linie ihren Kolonistenschulen zu verdanken, die rein deutsche Schulen waren. Es gab anfänglich nur Kirchenschulen, die unter der Aufsicht der Geistlichkeit standen. Der Schulunterricht beschränkte sich lediglich auf Lesen, Schreiben, Rechnen und das Lernen von Bibelsprüchen. Der Schulbesuch war freiwillig. Das Bildungsniveau konnte naturgemäß nicht hoch sein. 1840 wurde der Schulzwang eingeführt. Zum 1. Januar 1865 bezifferte sich die Zahl der Kirchenschulen auf 175 (59 auf der Bergseite und 116 auf der Wiesenseite), die von 43 269 Kindern besucht waren. Die Zahl der Lehrer betrug 214. Durch die Gründung von zwei Zentralschulen (Lehrerseminaren) — die eine wurde 1857 in Katharinenstadt und die andere 1866 in Grimm eröffnet — erhielten die Wolgakolonien verhältnismäßig gute Lehrkräfte, die wesentlich zur Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus beitrugen. Nach 1840 entstanden eine größere Anzahl sogenannter privater Gesellschaftsschulen. Sie wurden von Eltern gegründet und unterstützt,

die ihren Kindern russischen Sprachunterricht angedeihen lassen wollten. Im allgemeinen waren diese Schulen sehr schwach besucht, und zwar nur von Schülern, die in den Kaufmannsstand überzugehen gedachten, wozu die Kenntnis der russischen Sprache notwendig war. 1909 gab es 13 Gesellschaftsschulen. Mit der Eingliederung der Kolonien in die russische Landschaftsverwaltung entstanden in vielen Kolonien neben den Kirchenschulen noch Landschaftsschulen. Sie wurden von der Landschaftsverwaltung gegründet und finanziell unterstützt. Ihr Ziel war die allmähliche Russifizierung der Wolgadeutschen. In ihnen sollten alle Fächer, mit Ausnahme der Religion und der deutschen Sprache, in russischer Sprache gelehrt werden. Infolge der Unkenntnis der russischen Sprache seitens der Kinder konnte sich die russische Sprache nicht durchsetzen. Sie blieb nur auf einige Fächer beschränkt. Die Zahl der Landschaftsschulen betrug 1909 etwa 65. Als 1891 die Kolonistenschulen der russischen Schulbehörde unterstellt wurden, unternahm diese den Versuch, das Schulwesen zu russifizieren. Es wurden an verschiedenen Schulen russische Lehrkräfte auf Kosten der Gemeinde eingestellt. Jedoch der starke Nachwuchs an deutschen diplomierten Lehrern verdrängte recht bald die russischen Lehrer aus den deutschen Schulen. Erwähnt seien noch die vom Kultusministerium gegründeten und finanzierten Ministerialschulen, die ein erweitertes Volksschulprogramm besaßen und auch die Russifizierung der Wolgadeutschen zum Ziele hatten. Ihr Einfluß war jedoch von geringer Bedeutung, ihre Zahl belief sich 1909 auf 11. Außerdem bestanden in den Kolonien noch folgende höhere Schulen: ein Lehrerseminar und ein Mädchengymnasium in Seelmann, ein Knaben- und Mädchengymnasium in Katharinenstadt und ein Knabenprogymnasium in Balzer. Im großen und ganzen kann gesagt werden, daß die Kolonistenschulen mit ihrem deutschen Lehrpersonal und Schulprogramm die Stützen und Kulturzellen des Deutschtums im Wolgagebiet bildeten. Ohne sie hätte das Wolgadeutschtum nicht so standhaft die Gefahren der Russifizierung überwunden.

Zur Erhaltung und Stärkung des Wolgadeutschtums trug sehr viel die von Wolgadeutschen gegründete und geleitete Presse bei. Hier ist in erster Linie die „Saratowsche Deutsche Zeitung“ zu nennen, die fast in allen wolgadeutschen Häusern Eingang gefunden hatte. Sie brachte an erster Stelle die Verordnungen der Regierung und Verfügungen der Kolonialverwaltung, sodann eine kurzgefaßte Übersicht der neuesten politischen Ereignisse des In- und Auslandes, das Neueste aus der Land-, Haus- und Forstwirtschaft, Nachrichten über das Fabrikwesen und den Handel, Erzählungen, Lokales, Familiennachrichten, kulturelle Probleme, Vermischtes, Getreide- und Lebensmittelpreise, Anzeigen u. a. Gerade in der „Saratowschen Deutschen Zeitung“ sind Fragen über das Schulwesen und die Erhaltung des Deutschtums zur leidenschaftlichen Diskussion gelangt und zugunsten des Wolgadeutschtums gelöst worden. Das Blatt gab auch den einfachsten Kolonisten Gelegenheit, seine Wünsche und guten Absichten öffentlich auszusprechen, und war in jeder Hinsicht bemüht, dem

wolgadeutschen Völkchen nach Möglichkeit zu dienen. Außer dieser Zeitung erschien noch kurze Frist „Unsere Zeit“ (17 Nummern) und „Der Kolonist“ (1916). Starke Verbreitung fand die Monatschrift „Der Friedensbote“, herausgegeben in Talowka, die neben religiösen Abhandlungen auch wichtige Nachrichten aus den Kolonien und eine politische Monatschau brachte. Ferner erstreuten sich die verschiedenen deutschen Kalender, wie „Volksfreundkalender“ (Saratow), „Wolgabote“ (Saratow) u. a. großer Beliebtheit.

An sozialen Einrichtungen besaßen die Wolgadeutschen vor dem Krieg zwei Waisenhäuser (in Beided und Gnadentau), zwei Siechenhäuser (in Beided und Friedensfeld), zwei Krankenhäuser (in Friedensfeld), eine Taubstummenanstalt (in Orlowkoje), ein Kinderasyl (in Katharinenstadt), eine Diakonissenausbildungsanstalt (in Beided), vier Armenkassen (in Brunntental, Hussenbach, Gnadenfeld und Neu-Beided) u. a.

Die starke Vermehrung der Wolgakolonisten und der durch den Gemeindebesitz verursachte Landmangel sowie auch einige Missernten zwangen die Kolonisten recht bald zur Weiterwanderung und Siedlung. Besonders stark war die Auswanderung von der Bergseite. Die landarmen Mutterkolonien kauften mit Hilfe des Staates Land auf der Wiesenseite und siedelten dort ihre überschüssigen Elemente an. Es entstanden auf diese Weise in der Kirgisensteppe, wo die meisten Neugründungen stattfanden, eine große Anzahl Tochterkolonien, die im Laufe der Zeit ihrerseits wiederum Neusiedlungen gründeten. Innerhalb des Wolgagebiets betrug — soweit feststellbar und wie bereits erwähnt — die Zahl der Neugründungen im Jahre 1914 101 große Tochterkolonien und weit über 200 Kleinsiedlungen und Landgüter. Nach 1870 begann infolge einer Reihe von Missernten eine starke Abwanderung in die übrigen deutschen Ansiedlungsgebiete Rußlands. Die Wolgadeutschen ließen sich im Ural (Drenburg, Ufa, Werchneuralst, Troizk), im Dongebiet, Nordkaukasus, Schwarzmeergebiet nieder; später auch in Westsibirien (Tomsk und Barnaul), Mittelasien (Kreis Semipalatinsk und Akmolinsk) und Transkasprien (Taschkent). Außerhalb des Wolgagebiets gibt es geschlossene wolgadeutsche Siedlungen nur in Sibirien, und zwar bei Omsk (Alexandrowka, Watenburg, Schilling, Jost, Stahl, Blumenfeld, Polotschnoje u. a.) und bei Akmolinsk (Koshestwenskoje und Romanowka). Nach der Aufhebung der für ewige Zeiten zugesicherten Befreiung vom Militärdienst erfolgte eine größere Auswanderungsbewegung nach Amerika. Wie stark im allgemeinen die Auswanderung aus dem Wolgagebiet war, lassen die Zahlen der Ausgewanderten in den Jahren 1910/11 erkennen. 1910 wanderten 17 114 (davon 6502 nach Amerika) aus und 1911 6349 (davon 2701 nach Amerika). 1920 sollen in den USA 200 000, in Kanada und Mexiko 50 000 und in Südamerika 100 000 Wolgadeutsche ansässig gewesen sein.

Aus den angeführten Tatsachen geht hervor, daß die Wolgadeutschen eine ungemein starke Vermehrungskraft besaßen. Ihre patriarchalische Familie

war sehr kinderreich. Sechs bis acht Kinder können als Durchschnittszahl angenommen werden. Auf Grund der Angaben des „Volksfreundkalenders“ vom Jahre 1910 (Buchdruckerei „Energie“, Saratow) habe ich eine volksbiologische Berechnung vorgenommen und festgestellt, daß auf 1000 Einwohner 42 Neugeborene und 22 Verstorbene entfielen. Demnach betrug der Geburtenüberschuß je 1000 Einwohner 20. Bis zum Jahre 1914 hat die Bevölkerung der Wolgadeutschen folgende Entwicklung aufzuweisen:

1769	23 109	1836	108 934
1788	30 162	1868	251 145
1805	41 558	1897	554 818
1816	60 746	1914	619 223

Legt man bei der Berechnung der wolgadeutschen Einwohner für die nächsten Jahre bis zum Ausbruch der Revolution (1918) den vorhin erwähnten Geburtenüberschuß (20 je 1000) zugrunde, so erhält man für das Jahr 1918 die Zahl 668 896 (619 223 + 49 673 = 668 896). Die „Odesser Zeitung“ vom 2. 10. 1918 veranschlagte die Zahl der Wolgadeutschen auf 750 000. Im allgemeinen wird die Einwohnerzahl der Wolgadeutschen für das Jahr 1918 auf etwa 700 000 eingeschätzt.

Während bis zum Kriege die Wolgakolonien eine stete Aufwärtsentwicklung aufzuweisen hatten, erfolgte nachher ein ständiger Niedergang. Das rasche Aufblühen der Kolonien hatte bereits lange vor 1914 Neid und Mißgunst der chauvinistisch eingestellten russischen Intelligenz erregt. Daß die russische Regierung es überhaupt unternahm, die den Deutschen gewährten Privilegien aufzuheben und Russifizierungsmaßnahmen zu treffen, ist hauptsächlich auf die Tätigkeit dieser deutschfeindlichen Intelligenz zurückzuführen. Während des Krieges gewann sie die Oberhand und drohte das Deutschtum zu vernichten. Gemäß dem Ausspruch des damaligen russischen Ministerpräsidenten Goremykin: „Wir führen Krieg nicht nur gegen das Deutsche Reich, sondern gegen das Deutschtum überhaupt“ erließ die Zarenregierung eine Reihe von Verordnungen, die die Vernichtung des Deutschtums zum Ziele hatten. Die deutsche Sprache wurde in den Schulen und Kirchen verboten, die deutsche Schule völlig russifiziert, der deutsche Privatunterricht untersagt, sämtliche deutschen Zeitungen und Bibliotheken wurden geschlossen. 1915 erschienen die beiden berüchtigten „Liquidationsgesetze“, die die deutschen Kolonisten von Haus und Hof vertreiben sollten. Aus Wolhynien hatte man bereits über 200 000 deutsche Kolonisten nach Sibirien verbannt, wo einige Zehntausende elend und jammervoll zugrundegegangen sind. Das zweite erweiterte Liquidationsgesetz konnte 1917 infolge der Revolution nicht mehr zur Durchführung gelangen.

Bald nach dem Sturz der Zarenregierung und der Proklamierung der Freiheit durch die Provisorische Regierung beriefen die Wolgakolonisten in Saratow eine „Allgemeine deutsche Kolonistenversammlung“ (25. bis 27. April 1917), auf der Bevollmächtigte von allen Kolonien vertreten waren. Sie forderte Selbstbestimmung für die Wolgadeutschen und staatsbürgerliche Gleichheit mit den anderen nationalen

Minderheiten Rußlands. Die verbotene „Saratowsche Deutsche Zeitung“ kam wieder unter dem Namen „Die Volkszeitung“ als Kampforgan des Wolgadeutschtums heraus und trat energisch für die Belange des Deutschtums ein. Deutsche Schulen, Bibliotheken usw. öffneten wieder ihre Tore für die deutsche Jugend. Überall und allenthalben regten sich neue schaffende Kräfte, die ein freies deutsches Wolgadeutschtum zu gestalten versuchten. Jedoch die Oktoberrevolution unterbrach jählings die von den Wolgadeutschen mit großem Eifer begonnene Arbeit.

Der von 1917 bis 1920 in Rußland tobende Bürgerkrieg hat auch in den Wolgakolonien große Verheerungen angerichtet. Irreguläre Banden überfielen häufig die Kolonien und raubten den Deutschen ihr Hab und Gut. Das Land wurde enteignet und verstaatlicht. Durch „Kontributionen“, „Konfiskationen“ und „Requisitionen“ wurde dem Bauer das letzte Getreide abgenommen. Die Ackerfläche und der Viehbestand gingen schnell zurück. Während 1917 die gesamte Aussaatfläche der Wolgadeutschen 550 323 Desjatinen (1 Desjatine = 1,0952 Hektar) betrug, belief sie sich 1921 nur noch auf 202 526 Desjatinen. Nachfolgende Gegenüberstellung charakterisiert am anschaulichsten den Rückgang des Viehbestandes:

Jahr	Pferde	Hornvieh	Kamele	Schafe	Ziegen	Schweine
1914	250 000	238 000	21 800	382 200	74 400	180 000
1. Juni 1921	92 952	77 220	?	143 538	21 733	40 345
Rückgang:	157 048	160 780	?	238 662	52 667	139 655

Die Untersuchungen über den Rückgang des Viehstandes sind von dem Leiter der Gouvernementslandabteilung in Marystadt (früher Katharinenstadt) im Juni 1921 angestellt und veröffentlicht worden.

Als 1920 eine Missernte eintrat, brach in der Sowjetunion eine furchtbare Hungersnot aus, die nach Angaben der Sowjetbehörden in den Jahren 1921/22 insgesamt etwa 6 Millionen Todesopfer erforderte. Besonders stark wütete die Hungersnot in den Wolgakolonien. Der kommunistische Schriftsteller Bernhard Bartels schreibt in seinem Buch „Die deutschen Bauern einst und jetzt“ (erschienen in Moskau 1928, Seite 67):

„Die Rote Armee und die Arbeiter mußten versorgt werden. Die (deutschen) Kulaken hatten Vorräte, gaben sie aber nicht heraus, da man ihnen nichts dafür geben konnte. Man mußte es ihnen gewaltsam nehmen . . . Nun, jeder Bauer kennt . . . ja . . . die Methoden . . . Außerdem hat sie (die Rote Armee) die reichen Bauern gründlich geschoren (die Raschulatshirwanje) . . . Manch einer hat unschuldig . . . gelitten, mancher Bauer fiel der bloßen Raublust und Grausamkeit mancher dieser „Prodotrjadniki“ zum Opfer . . . Dann herrschte mancherorts ein verbrecherisch nachlässiges Verhalten zu den gesammelten Vorräten, so daß unendlich vieles verdarb . . . Und so loderte denn von 1919 an bis 1921 ein Aufstand nach dem anderen in den deutschen Kolonien auf . . . Die Aussaatfläche sowie das Vieh gingen katastrophal zurück . . . Die Ursachen dieser doppelten Missernte waren einerseits die Dürreperiode . . . andererseits aber waren es der lange Krieg sowie der Bürgerkrieg,

die die Landwirtschaft mit allen ihren Mobilisationen, Requisitionen, mit ihrem Banditismus usw. vollkommen desorganisiert hatten. Besonders schwer waren für die Kolonisten die Getreidelieferungen an das Zentrum für die Rote Armee und die Städte . . . Somit traf die erste Hungersnot die Wolgakolonien entblößt von jeglichen Vorräten . . . Evaluiert wurden oder geflüchtet sind 80 000 Menschen, an Hunger gestorben 50 000 bis 70 000 Menschen.“

Nach den von der Gouvernements-Untersuchungskommission im Juni 1921 gemachten Feststellungen gab es bis dahin im Wolgagebiet 299 013 Hungernde, die sich von „Sauerampfer, Knoblauch, Süßholz, Lee, Fleisch, Mas, Hunden, Käsen, Zieselmäusen, rohen Häuten, Fröschen, Rüben, Hirsenschalen, Gerste und Brennesseln“ nährten. Der erste Hungertodesfall trat am 31. 1. 1921 ein; bis zur ersten Hälfte des Monats Juni belief sich die Zahl der Verhungerten auf 4129. Im Winter 1921/22 war die Hungersnot am stärksten und die Zahl der Verhungerten am größten. G. Löbsack gibt sie in seinem Buch „Einsam kämpft das Wolgaland“ (K. Voigtländer Verlag, Leipzig 1936, Seite 8) mit 166 000 an.

Die von Lenin infolge der Hungersnot eingeführte „Neue Ökonomische Politik“ (abgekürzt NEP.), die der Privatwirtschaft hinsichtlich des Eigentums gewisse Zugeständnisse machte, hat dazu geführt, daß die Kolonien sich wirtschaftlich allmählich wieder erholen konnten. Zwar hielt die Sowjetregierung an der Verstaatlichung des Landbesitzes fest, sie gab jedoch dem bestehenden Nutzungsrecht der einzelnen Höfe oder kommunalen oder genossenschaftlichen Gemeinschaften die Eigenschaft eines dauernden Rechts (eine Art Erbpachtrecht). Auf dieser Grundlage war zwar die Existenz des Bauern sichergestellt, aber eine erfolgreiche Entwicklung der Landwirtschaft nicht möglich. Durch hohe Steuern und Naturalabgaben war der Bauer so stark belastet, daß er wenig Interesse an der Landwirtschaft besaß. Der landwirtschaftliche Vorkriegsstand konnte in keiner Weise erreicht werden. Nach dem offiziellen Bericht des Volkskommissars Kucz vom April 1918, der in der Zeitschrift „Die Macht der Räte“ (Wlastj Sowetow, Nr. 16/17, vom 29. April 1928) veröffentlicht wurde, betrug 1927 die bebaute Fläche in den Wolgakolonien nur 80 Prozent der Vorkriegszeit. 39 Prozent der Wolgabauernbesaßen überhaupt kein Vieh, 27 Prozent nur ein Stück. Auf 100 Bauernwirtschaften kamen nur 55 Pflüge, 4 Sämaschinen, 54 Eggen. Nach „Freie Flur“ (Deutscher Bauernkalender 1927) hatten die Wolgakolonisten 1927 nur 60 000 Pferde usw.

1928 beschloß die Sowjetregierung, die Kollektivierung der Landwirtschaft durchzuführen. Von einer kollektivierten Landwirtschaft erwartete man eine billigere Produktion und besonders auch eine Vermehrung der Agrarausfuhr, um durch deren Erlös die Industrialisierung der UdSSR. leichter durchführen zu können. Außerdem erblickte die Sowjetregierung in dem wirtschaftlich wiedererstarbten Bauerntum eine Gefahr für ihre Machtstellung. Der Kollektivierung ging die sogenannte „Entkulakisierung“ voraus, die gegen das Großbauerntum gerichtet war. Durch die

Ausschaltung von etwa 6 Millionen Großbauern erfuhr die Landwirtschaft zunächst einen starken Niedergang. Am deutlichsten ist dies an dem Rückgang des Viehstandes bemerkbar, was durch nachfolgende Tabelle klar veranschaulicht wird:

Jahr	Pferde (in Mill.)	Hornvieh (in Mill.)	Schafe und Ziegen (in Mill.)	Schweine (in Mill.)
1910	35,8	60,6	121,2	20,9
1928	29,6	62,4	129,8	23,0
1833	12,8	29,6	38,7	9,3
1934	11,9	32,3	39,5	13,2

Die Ausaatfläche fiel in einigen Gebieten der UdSSR. um weit über die Hälfte. Die Folge davon war eine zweite Hungerkatastrophe, der etwa 5 Millionen Menschen zum Opfer gefallen sind.

Das Wolgagebiet war dazu ausersehen, als erstes Gebiet hundertprozentig kollektiviert zu werden. Es hatte deshalb auf dem Gebiet der Landwirtschaft einen ganz besonders starken Rückgang zu verzeichnen. Nähere Angaben über die Zahl der Todesopfer, Rückgang der Ausaatfläche, des Viehstandes usw. fehlen. Wie katastrophal jedoch der Niedergang der Wolgakolonisten war, kennzeichnet ihr zahlenmäßiger Rückgang. Vergleicht man hier die Zahl der Wolgadeutschen vom Jahre 1918 (668 896) mit der vom Jahre 1926 (offizielle Volkszählung), so ergibt sich eine Differenz in Höhe von 289 266 (668 896 — 379 630 = 289 266). Dieser ungeheure Verlust ist hauptsächlich auf das Konto der Hungerkatastrophe von 1921/22 zu buchen. Ein Teil der Menschen verhungerte damals, der andere verließ das Wolgagebiet und kehrte nicht mehr zurück. Durch die Kollektivierung hat die Zahl der Wolgadeutschen einen weiteren Rückgang erfahren. Der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare der „Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen“, A. Heckmann, hat für das Jahr 1938 die gesamte Bevölkerung der wolgadeutschen Republik mit 500 000 angegeben. Darunter befanden sich 66 Prozent Deutsche, das sind 330 000. Die Zahl der Wolgadeutschen ist demnach seit 1926 um weitere 49 630 gesunken. Der Gesamtverlust der Wolgadeutschen (von 1918 bis 1938) beläuft sich also auf 339 343.

Zum Schluß sei noch die seit 1918 bestehende „Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen“ (AOSRW.) kurz erwähnt. Wie alle Nationalitäten in der UdSSR. erhielten auch die Wolgadeutschen ihre Republik. Verfassungsmäßig ist sie der „Föderativen Sozialistischen Sowjetrepublik Großrusslands“ (RSFSR. = Russische Sozialistische Föderative Sowjet-Republik) in Verwaltung und Wirtschaft eingegliedert, die ihrerseits eine „freiwillig“ angeschlossene und „gleichberechtigte“ Bundesrepublik der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (UdSSR.) darstellt. Wenn dieser Bundesrepublik laut der neuesten Verfassung auch das Recht zum freien Austritt aus dem Bund der Sowjetrepubliken zusteht (Artikel 13), so wird dieses Recht nach Artikel 15 der selben Staatsverfassung durch das Hoheitsrecht der Moskauer Zentralgewalt formalrechtlich wieder aufgehoben. Ihre Selbstverwaltung und somit auch die Selbstverwaltung der ihr vollkommen eingegliederten Republik ist grundsätzlich der Souveränität der UdSSR. unterstellt. Zwar besitzt die Wolgadeutsche Republik eigene Kommissariate, sie sind aber nur untergeordnete Abteilungen der Moskauer Volkskommissariate. Die Moskauer Zentralregierung hat in der Wolgadeutsche Republik das Alleinbestimmungsrecht über a) die Lösung und Überwachung aller territorial-, macht-, wirtschaftlich- und kulturell-politischen Fragen, die für die UdSSR. von Bedeutung sind, b) die Erteilung der Staatsangehörigkeit und Erziehung der Staatsbürger, die für die gesamte UdSSR. einheitlich sind, c) das gesamte Territorium der AOSRW. nebst seinem materiellen und ideellen Besitz. Moskau entscheidet allein in allen staatspolitischen Fragen, wie über die finanzielle, industrielle und landwirtschaftliche Betätigung der Bevölkerung, über die geistig-kulturelle Entwicklung der Wolgadeutschen, über die Außenpolitik usw.

Summarisch muß festgestellt werden, daß die Wolgadeutschen seit 1914 eine ständige Abwärtsentwicklung zu verzeichnen haben, und zwar in einem Ausmaße, das den Bestand des Wolgadeutchtums bedroht.

Hierzu ein Verzeichnis der Wolgakolonien und die dieser Nummer beiliegende Karte.

Die Volkskraft der Wolgadeutschen

Von Dr. Karl Cramer

Das 175jährige Bestehen der deutschen Volksgruppe an der Wolga als einer Insel innerhalb eines Meeres anderer Völkerschaften läßt uns die wichtigste Voraussetzung dieses völkischen Beharrungsvermögens ins Auge fassen. Das ist die geradezu ungeheuer frische und ungebundene biologische Kraft des Wolgadeutschen. In einem Aufsatz für die „Auslanddeutsche Volksforschung“ (1937, 1. Band, Heft 3, Seite 297—305) habe ich auf Grund von einwandfreiem Quellenmaterial das zahlenmäßige Anwachsen der Wolgadeutschen bis zum Kriegsausbruch dargelegt. Ich nenne

daraus hier die wichtigsten Angaben. Im Jahre 1769 wurden an der Wolga 6433 Familien mit 12 145 männlichen und 10 964 weiblichen, zusammen 23 109 Personen gezählt. Die Zahl der Eingewanderten war größer, da bereits auf der Reise von Deutschland zum Bestimmungsort und gleich bei der Ansiedlung Verluste zu verzeichnen sind. Sie wird von P. S. Pallas (Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des Russischen Reiches 1793 und 1794, Leipzig 1799, Band I, Seite 46 f.) mit 29 000 (bei 8000 Familien) angegeben. Für das Jahr 1773 finden

wir die Zahlen mit 6194 mit 13 441 männlichen und 12 340 weiblichen, zusammen 25 781 Personen, angegeben. Für das Jahr 1775 nennt A. Klaus (Unsere Kolonien, deutsch, Odessa 1887, Seite 151) die Zahlen: 5502 Familien mit 23 154 Personen. In dem Schwanken, das die Zahlen bisher aufweisen, spiegeln sich weiter die ungeheuren Mühen und Nöte der ersten Ansiedlung in der wilden Steppe wider. Bemerkenswert ist aber dabei, daß trotz starken Sinkens der Familienzahl (von 8000 auf 5500, also um 2500) die Bevölkerungszahl sich besser hält (sie vermindert sich von 29 000 auf 23 000, also um 6000). Wir dürfen daraus schließen, daß ein beträchtlicher Teil der älteren Einwanderer den Krankheiten, den Überfällen der Nomaden, dem Klima, dem Hunger und den Nöten der Übersiedlung erlegen ist, zahlenmäßig aber doch noch einigermaßen durch den Nachwuchs ersetzt wurde. Als Ausgangspunkt müssen wir also diese beiden Zahlen: 5500 Familien mit 23 000 Seelen vom Jahre 1775 nehmen.

Nachdem die ersten furchtbaren Schwierigkeiten überwunden waren, beginnt eine ruhige und stete Entfaltung der Volkskraft der Wolgadeutschen. Für das Jahr 1816 wird die Bevölkerungszahl mit 31 182 männlichen und 29 961 weiblichen, zusammen mit 61 143 Personen angegeben. Dieser Zuwachs von 38 000 Menschen in 41 Jahren bedeutet eine Verdreifachung der Bevölkerung innerhalb eines halben Jahrhunderts. Auch bei diesen Zahlen ist wiederum hervorzuheben, daß der Anteil der Kinder außerordentlich groß ist: unter 31 000 männlichen Bewohnern werden nur 13 000 Erwachsene, also etwa 20 000 Unmündige gezählt.

Für das Jahr 1861 ergibt sich die Zahl von 219 954 Deutschen an der Wolga. Das bedeutet einen Zuwachs von rund 197 000 in 86 Jahren bei einer Ausgangszahl von 23 000. Das ist wieder mehr als eine Verdreifachung seit 1816, also in 45 Jahren, oder fast das Neunfache der Ausgangszahl.

Die Zahlen, die uns über das weitere Wachsen der wolgadeutschen Bevölkerung unterrichten, sind leider nicht vollständig, da sie nirgends die sehr starke Abwanderung in das innere Rußland, nach Sibirien oder nach Amerika berücksichtigen. Trotzdem zählt man an der Wolga selbst um 1904 bereits an 590 000 Deutsche. In 130 Jahren weisen sie danach einen Zuwachs von 567 000 auf, das bedeutet außerdem wieder eine Verdreifachung in 43 Jahren. Das wiederum entspricht einer Vermehrung in 150 Jahren um das Siebenundzwanzigfache. Rechnen wir noch die vielen Tochtergründungen in Sibirien und Amerika dazu — ich nenne nur eine einzige Zahl für Argentinien (aus dem Jahrbuch 1937 des Deutschen Volksbundes für Argentinien): 125 000 Rußlanddeutsche, unter denen wiederum die Wolgakolonisten den stärksten Teil bilden —, so stehen wir staunend vor der Tatsache, daß das kleine Häuflein von 23 000 deutschen Menschen in anderthalb Jahrhunderten in Rußland selbst auf über $\frac{3}{4}$ Million und insgesamt, wenn man die nach Amerika ausgewanderten mitrechnet, wohl auf über eine Million Menschen angewachsen war.

Wie ist solch ein Wachstum möglich? Wir sind an so geringe Vermehrungszahlen gewöhnt, daß uns eine derartige Fruchtbarkeit unglaublich erscheinen will. Ich führe darum einige Belege an, die dieses für die Wolgakolonisten normale Anwachsen beglaubigen und illustrieren. Diese Belege können wir uns heute nicht mehr aus den Kolonien an der Wolga holen, wohl aber aus deren Tochtergründungen in Amerika. Auch dort ist die alte Sitte beibehalten worden, daß am Grabe die Personalien der Verstorbenen verlesen werden. Heute werden sie auch in der Zeitung veröffentlicht. Ich stelle hier eine Reihe von Angaben über Auswanderer aus den Wolgakolonien zusammen, die ich deutschamerikanischen Zeitungen entnommen habe:

1. Juliane Christens, geb. Bathauer, geb. 17. 1. 1876 in Neu-Weimar (Wolga), 6 Söhne, 4 Töchter, 28 Enkel, gest. 27. 5. 1938 im Alter von 62 Jahren. (Der Rußlanddeutsche vom 16. 6. 1938, Nr. 11/480.)
2. Maria Schmuck, geb. Ruf, geb. 1878 in Alt-Galka (Wolga), 10 Kinder, 23 Enkelkinder, gest. 30. 5. 1938 im Alter von 59 Jahren (daselbst).
3. Joh. Peter Gillig, geb. 28. 11. 1855 in Grimm (Wolga), 6 Kinder, 21 Enkel, 36 Urenkel, gest. 13. 6. 1938 mit 82 Jahren. (Weltpost vom 23. 6. 1938.)
4. Heinrich Stroh, geb. 11. 3. 1857 auf dem Franker Gut, 7 Kinder, 12 Enkel, 6 Urenkel, gest. 18. 6. 1938 mit 81 Jahren (daselbst).
5. Katharine Leader, geb. Barthule, geb. 3. 7. 1887 in Balzer (Wolga), 8 Kinder, 4 Enkel, gest. 19. 6. 1938 mit 51 Jahren. (Weltpost vom 30. 6. 1938.)
6. David Ruff, geb. 12. 8. 1854 in Dietel (Wolga), 12 Kinder (in zwei Ehen), 8 davon leben, 45 Enkel, 14 Urenkel, gest. 5. 7. 1938 mit 84 Jahren. (Weltpost vom 21. 7. 1938.)
7. Jakob Michel, geb. 10. 4. 1859 in Hud (Wolga), 9 Kinder, 65 Enkel, 56 Urenkel, gest. 15. 7. 1938 mit 79 Jahren. (Der Rußlanddeutsche vom 15. 7. 1938.)
8. Joh. Friedrich Winter, geb. 1861 in Ischerbakowka (Wolga), 14 Kinder (in zwei Ehen), gest. 15. 7. 1938 mit 77 Jahren. (Weltpost vom 28. 7. 1938.)

Diese zufällig in verschiedenen Zeitungen aufbewahrten Angaben betreffen nicht eine längst entschwundene und nicht wiederzubringende Vergangenheit, sondern sind vor wenigen Wochen oder Monaten an Gräbern deutscher Menschen in die deutsche Gegenwart hineingerufen worden. Es sind auch nicht die einzigen Zeugnisse einer ungebrochenen Volkskraft, ich habe nur einige wenige, auf die Wolgakolonisten sich beziehende Angaben herausgegriffen. Ich hätte ebenso gut die Reihe vermehren oder auf die Schwarzmeerdeutschen ausdehnen können, das Ergebnis wäre daselbst geblieben.

Ich nenne nur ein Beispiel. Zur 50jährigen Jubelfeier der fast rein rußlanddeutschen Stadt Ashley sind Nachrichten über die ersten Siedler

gesammelt worden. Ich zähle die Kinder der ersten 25 Ehepaare zusammen, bei denen nicht mal immer die Kinderzahl genannt ist, und erhalte die Zahl von 195 Kindern, das heißt in Ushley zählte jeder Einwanderer in seiner Familie acht Kinder. So wundern wir uns auch nicht mehr, wenn die oben genannten acht Familien in etwa 60 Jahren eine Nachkommenschaft von 76 Kindern, 189 Enkeln und 112 Urenkeln (soweit angegeben), insgesamt 377 Personen haben. In dieser Zahl sind meist die im Kindesalter verstorbenen gar nicht berücksichtigt. Vergewärtigt man sich eine solche Sippe, die aus acht Familien entsprungen ist, so versteht man besser, wie so die 23 000 vom Jahre 1775 auf eine Million im Jahre 1914 anwachsen konnten.

Diese fast unbegrenzte und wohl einzigartige Lebensbejahung muß jedoch durch besondere Lebensbedingungen begünstigt worden sein. Wie waren diese beschaffen?

Das Wichtigste scheint mir die besondere Agrarverfassung zu sein, die den deutschen Wolgakolonisten auferlegt worden war.

Als die russische Regierung die deutschen Kolonisten ins Land gelockt hatte, sah sie sich gezwungen, auf der einen Seite den Hilflosen eine Lebensmöglichkeit zu schaffen, die als behördliches Unternehmen eine recht kostspielige wurde; auf der anderen Seite suchte sie alle Unkosten sofort zu Lasten der Siedler zu buchen und den Schuldner so fest in die Hand zu bekommen, daß nicht nur die großen Vorschüsse gesichert und verzinst wurden, sondern auch das neue Unternehmen für den Staat einen nennenswerten Ertrag einbrachte. Aus diesen Erwägungen heraus handelte die Regierung, wenn sie den Kolonisten an der Wolga Land zuwies (vgl. zu dem Folgenden A. Klaus, Unsere Kolonien, deutsch, Odessa 1887, S. 29 ff., wo das Wesentliche des Kolonistengesetzes vom 19. 3. 1764 abgedruckt und erläutert ist), das für die damalige Zeit ausreichend war, um eine lebensfähige Bauernwirtschaft zu tragen. Man muß also anerkennen, daß die Regierung sich Mühe gab, die Kolonisten wirklich auf die Beine zu stellen. In Bezirken, die noch Fühlung zur Umgebung haben mußten, damit die Siedlungen nicht ganz in der Luft hingen, wurde jeder Familie ohne Rücksicht auf die Zahl ihrer Glieder ein Stück Land von 30 Desjatinen zugebilligt. Davon waren 15 Desjatinen Acker, 5 Desjatinen Heuland, 5 Desjatinen Wald, 5 Desjatinen Hof und Dreschplatz sowie Garten und Weideland. Dabei sollte berücksichtigt werden, daß ein Zuwachs zu erwarten sei, für den freies Land in den Bezirken im Anschluß an die Siedlungen bereitzuhalten war, damit auch dieser Nachwuchs selbst einmal in die Zahl der Wirte einrücken kann. In jedem Dorf ist außerdem ein Sechstel Bauernhöfe für die Handwerker und derselbe Anteil mit Acker und anderem Land für die in Zukunft sich vermehrenden Einwohner des Dorfes freizuhalten.

Die Regierung hat aber auch dafür Vorsorge treffen wollen, daß ihre Pflinglinge nicht durch Erbteilung verarmen. Darum bestimmte sie kurzer Hand, daß die jüngsten Söhne die Bauernwirtschaft zu erben haben. (Die Kolonisten haben sich hartnäckig geweigert, diese Bestimmung

durchzuführen und haben ihren Willen durchgesetzt: das Erbschaftsgesetz blieb ohne Anwendung.) Da alle diese gesetzlichen Bestimmungen ins Blaue hinein vom grünen Tisch der Petersburger Kanzleien aus getroffen wurden, hatte die Regierung doch ein recht schlechtes Gewissen und bemühte sich, dem gänzlichen Mangel an Plänen und Karten von dem in Aussicht genommenen Siedlungsgebiet durch planmäßige Erforschung und Aufnahme des Geländes an der unteren Wolga abzuwehren. Zwar mußte man gut genug, daß über der Wolga Niemandes- oder Nomadenland war, aber man schickte trotzdem die Hälfte der Kolonisten zur Ansiedlung dorthin.

Und weil man des Unternehmens nicht ganz sicher war, holte man zu einem ganz großen Schlag aus, der es gestattete, sich den Anschein des großmütigen Beschützers und Sicherers zu geben, in Wirklichkeit aber doch nur den einzigen Zweck verfolgte, das den Kolonisten hingeebene Unterpand ihrer Existenz für immer in der eigenen Hand festzuhalten. Ich meine das Kolonistengesetz vom 19. 3. 1764.

Nur von hier aus ist die Bestimmung zu verstehen: „Weder die Wirte selbst noch ihre Erben sind ermächtigt, jene ihre Anteile zu verkaufen, noch zu verpfänden oder aber in Bruchteile zu teilen, sondern bleiben dieselben unmittelbar im Besitz der Einwohner jenes Dorfes“ — (Klaus, a. a. D. Seite 31). Das bedeutet, von der Regierung aus gesehen, eine doppelte Sicherung. Einerseits bleibt der Bauer bei dieser Regelung immer lebensfähig und kommt nicht in eine Lage, die es ihm unmöglich macht, seinen Verbindlichkeiten der Krone gegenüber nachzukommen. Seine Lebensgrundlage darf er also nie verlieren; sie darf ihm aber auch von keiner Seite und durch keinerlei Verhältnisse aus der Hand gerissen werden. Die Regierung ist gut dafür, daß seine Existenz nicht gefährdet wird.

Andererseits schaltet dieselbe Regierung jedes menschlich-allzumenschliche Element der Unsicherheit aus ihrem Verhältnis zum Kolonisten dadurch aus, daß sie sich gegenüber nicht die Einzelperson des Siedlers, sondern nur das Wertobjekt des Landes selbst anerkennt. Dieser Block ist und bleibt eine Einheit, die der Krone dafür haftet, daß das darin angelegte Siedlungsgeld verzinst und zurückgezahlt wird. Die Haftpflicht der Krone gegenüber liegt nicht in der Einzelpersonlichkeit, der der Haftgegenstand übergeben wird, sondern an der Dorfgesamtheit, die als Ganzes der Krone gegenübersteht. Man nennt diese im russischen Rechtsleben sehr wohlbekannte Erscheinung „krugowaja poruka“, d. h. Rundhaftung, Gesamthaftpflicht.

Man hat in den oben genannten Bestimmungen des Kolonistengesetzes etwas an das deutsche Erbhofgesetz Erinnerendes finden wollen. Ich bin der Auffassung, daß man sich hüten muß, der Regierung Rußlands vom Jahre 1764 irgendwelche idealen, über nüchterne Nützlichkeits Erwägungen hinausgehenden Beweggründe zu unterstellen. Sie hatte ein großes Wagnis mit kühnem Mut auf das Drängen der jungen Herrscherin unternommen. Nun mußte sie sehen, daß das Reich ohne nennenswerten Schaden dabei abkam. Das hat sie getan,

wie wir bei nüchterner und sachlicher Betrachtung ihrer Handlungsweise feststellen müssen. Darauf weisen unzweideutig die Bestimmungen hin, daß die Ländereien der Kolonisten nie in fremde Hände gelangen dürften; daß zu jeder Besitzänderung die vorgesetzte Behörde gefragt werden müsse; daß bei Übergabe der Bauernwirtschaft an Anerben der neue Nutznießer damit auch die Schulden an die Krone und die Fürsorge für den abtretenden bisherigen Vorstand übernimmt; daß keiner aus dem Gemeindeverband ohne Genehmigung der Obrigkeit ausscheiden dürfe. Erst als die Schulden der Kolonisten getilgt waren, durften sie sich frei bewegen und über sich verfügen, wenn auch das Ausscheiden aus dem Gemeindeverband immer noch von dem Gemeindecspruch abhängig blieb. Was sich bei dieser Regelung für das Kolonistenleben in der Folge ergeben hat, ist eine andere Frage. Daß derartige Gesetze für den ganzen Zuschnitt des Lebens von einschneidender Bedeutung sind, leuchtet sofort ein. Wie hat sich nun das Leben der Wolgakolonisten in der Zwangsjacke solcher Bestimmungen gestaltet?

Man wird sagen müssen, daß die gewaltsame Einweisung des Einzelnen in die unübersteigbaren Schranken der Gemeinde und der luftdichte Abschluß dieses hegenden Gebiets gegen jeden Eindringling fremder Art eine in volklicher Beziehung geradezu ideale Lage geschaffen hat. Es war völlig ausgeschlossen, daß irgendein nicht deutsches Element sich Eingang in die völkisch geschlossenen deutschen Gemeinden verschaffen konnte. Kein Russe, kein Mongole hat je den Versuch unternommen, in die Kolonien einzudringen. Die Rasse ist vollkommen rein erhalten geblieben, soweit sie bei ihrer Niederlassung an der Wolga rein war; ja sie hatte 150 Jahre hindurch nicht einmal die geringste Möglichkeit, sich selbst untreu zu werden. Auch die Gefahr der Verstädterung war so gut wie gänzlich ausgeschlossen, da die Grundlage des bäuerlichen Daseins nicht ohne triftigen Grund verlassen werden durfte.

Das Gesetz hatte aber noch eine andere Erscheinung auf biologischem Gebiet zur Folge. War dem einzelnen der Besitz auch nur auf die hegende Stätte seiner Sippe, auf Haus und Hof, beschränkt, so war ihm doch eine unveräußerbare Grundlage seines Lebens innerhalb der Gemeinde gegeben, die ihm den Acker zur Nutznießung darreichte und auch jedes Fortkommen für die Zukunft seiner Sippe zusicherte. Was also die zehrendste Sorge für jeden ordentlichen Hausvater bedeutet, wie einst seine Kinder fortkommen, das war hier völlig aus der Welt geschafft: es hatte jeder sein Fortkommen in der Anteilnahme an der Gesamtgemeinde, und es sollte jeder neue Sproß der Familie dieselbe Sicherung gleich mit ins Leben nehmen: die hegende und tragende Gemeinde umfing jeden Neugeborenen mit ihrer Fürsorge und haftete für seine Zukunft. Nichts stand dem zum Dasein drängenden Leben im Wege. Im Gegenteil, jedes Neugeborene war eine Bereicherung der Arbeitskraft einer Bauernwirtschaft. Das Gesetz machte den Hausvater einer Familie für den bäuerlichen Betrieb (zur Tilgung der Kronschuld, wohlgemerkt) verantwortlich und verlieh ihm

damit unbeschränkte Befugnisse über das ganze Anwesen in der Familie. Es ließ sich leichter allen Verpflichtungen nachkommen, wenn man die Familie zusammenhielt. Jede Abzweigung schwächte die Kernfamilie. Ein patriarchalischer Zuschnitt des ganzen Lebens war die Folge. In einem Bauernhause lebten zusammen in der Regel drei oder auch vier Generationen zu einer Sippe zusammengefaßt und der Gewalt eines Familienältesten unterstellt. Die „jungen“ Ehemänner wagten es nicht, in der Gegenwart des „Vaters“ zu rauchen, sie erhoben sich in seiner Gegenwart und verließen die Stube, wenn andere „Väter“ zum Besuch kamen.

Alle Erscheinungen dieses patriarchalischen Lebenszuschnitts begünstigten ein zähes Festhalten an altväterlichen Sitten und Gebräuchen. Auf diese Weise wurden auch all die Nebenbedingungen eines schlichten und gesunden Volkslebens geschaffen und die Volkskraft zur weiteren Entfaltung angeregt.

Ganz gewiß hat der Gemeindebesitz dieser Art seine großen Schattenseiten, das steht jedoch hier nicht zur Aussprache. Es kommt lediglich darauf an, die Vorbedingungen eines gesunden Wachstums eines Volkstammes aufzuweisen. Da muß ich auf den wesentlichen Beitrag zur Erhaltung des Volkstums hinweisen, der von dem Gemeindebesitz gekommen ist.

Das Manifest Katharinas II. hatte den Einwanderern zugesichert, daß sie gegen ihren Willen nicht zum Militärdienst gezwungen werden dürfen. Damit war den jungen Männern eine weitere Sorge abgenommen, und sie konnten schon sehr früh daran denken, eine Ehe einzugehen. Die Burschen heirateten in der Regel schon mit oder vor 20 Jahren, die Mädchen bald nach 16 Jahren. Da beide Geschlechter von der frühesten Jugend alle Bauernarbeit mittun mußten, waren sie körperlich in diesen Jahren meist voll entwickelt. Auch die frühen Heiraten begünstigten den Kinderreichtum. Sie hielten Sittenlosigkeit und Unzucht vollkommen fern von den Dörfern der deutschen Kolonisten. War schon die Gefahr der Verstädterung durch die feste Bindung in die Gemeinde hinein beseitigt, so ist durch die mit den frühen Heiraten gegebene strenge Sittenzucht auch die Welle der städtischen Verkommenheit von den deutschen Dörfern ferngehalten worden.

Die Eheschließung war aber auch durch die Maßregeln der Regierung in einem wesentlichen Punkte beeinflusst worden. Träger der Sippenmacht war der Mann, dem die Führung der Bauernwirtschaft zukam. Die Frau hatte gar keine Bedeutung für diesen Bereich. Sie war als Erbin ihrer Eltern auf einen verschwindend geringen Anteil an erworbenem Vermögen oder an Aussteuer angewiesen. Heiraten nach dem Gesichtspunkt des bräutlichen Reichtums waren fast undenkbar. Dagegen hing alles an der Frage der hausfraulichen Tauglichkeit und Lüchtigkeit. Darüber entschieden die Alten, die das Freie besorgten. Die feste Sitte gab die jungen Leute zusammen, nicht die individuelle Willkür. Daß die Wolgakolonisten sich aus allen deutschen Stämmen zusammensetzten und so allen Gefahren einer zu

engen Auswahlmöglichkeit des Ehegatten entgingen, daß sie auf der beschwerlichen Reise und in den harten Jahren der Niederlassung an der Wolga einer unbarmherzigen Auslese unterworfen wurden, daß kein Fremder in ihre Gemeinden Zutritt erhielt — das alles war ihrer Volksgesundheit überaus zuträglich.

Das Eingeoronetsein in die bäuerliche Gemeinde bewahrte sie vor dem Massengrab der Stadt: es gab wohl Riesendörfer von über 10 000 Einwohnern, aber ihren bäuerlichen Zuschnitt verloren sie nie. Dagegen hatten die Wolgakolonisten einen anderen gesunden Aufbau zur Stadt hin. Immer blieb die Gemeinde die bergende Heimat für ihre Kinder. Mochten diese es versuchen, in einen neuen Lebenskreis in der Stadt zu treten; mißlang der Versuch, so waren sie noch nicht besitzlose Entrechtete (Proletarier) — immer noch stand ihnen der Weg in den alten Stand offen; ihr Landanteil blieb ihnen und nährte sie doch noch, wenn alle anderen Pläne scheiterten. War aber ein Versuch gelungen, in der Stadt festen Fuß zu fassen, sich höhere Schulbildung anzueignen oder einen neuen Beruf zu ergreifen, so konnte die Entlassung des nunmehr Gesicherten schmerzlos vorgenommen werden. So setzte die Bauernschaft ohne inneren Bruch aus sich heraus in gesunder Entwicklung eine Kleinbürgerschaft mit unverbrauchter Kraft. Aus ihr konnte später die kleine Schicht der Akademiker kommen.

Das bäuerliche Leben der Deutschen an der Wolga ist in seinem Wesen durch zwei weitere Faktoren mitbestimmt worden. Die Regierung hat dafür Sorge getragen, daß ihre Schuldner nicht entweichen; es gab keinerlei Möglichkeit für die Eingewanderten, in ihrer Enttäuschung das Weite zu suchen, nach der alten Heimat zurückzukehren. Es galt erst die Vorschüsse und Schulden zu erstatten. So fand sich der Wolgadeutsche in der fremden Steppe in dem Zustand völliger und hoffnungsloser Verlorenheit. Nirgends ein Halt. Um ihn herum eine zum mindesten sich nicht freundlich gebende Natur, die in ihrer Unberechenbarkeit etwas Unheimliches an sich hat. Aus diesem Zustand gibt es nur die Rettung zu dem Menschen hin, mit dem man schon in unlösbarer Schicksalsgemeinschaft lebt, und zu der Kraft hin, die über allem Unheimlichen gebietend und rettend steht. Der Wolgakolonist ist darum außerhalb seines Sippen- und Gemeindeverbandes gar nicht vorstellbar; sein ganzes Leben ist beherrscht und getragen von der bindenden Sitte seines Dorfes. Das gilt nicht etwa nur von Volksbräuchen, die er kennt und pflegt. Wenn der Wolgakolonist auswandert, sieht er jedes neue Land daraufhin an, ob es wie seine Wahlheimat für den Weizenbau geeignet ist und ob es ihm die Möglichkeit gibt, in der Weise seines Wolgalbens zu existieren. Er trägt gewissermaßen sein ganzes bäuerliches deutsches Leben unverlierbar mit sich selbst herum.

Ebenso kennzeichnet ihn unverkennbar eine schlichte, tiefe Frömmigkeit, die sein ganzes Leben bestimmt und ihn zu all dem anhält, was der Gesundheit seiner Seele und seines Volksstammes dient. Eine unverdorrene Natürlichkeit und Natur-

nähe halten ihn gesund und verhüten den Einbruch zersekender Grubeleien oder zweifelnder Unzuständigkeit. Mit Selbstverständlichkeit fügt sich der Wolgadeutsche in die Gewalt der ihn umgebenden Natur. Er ist ihr Kind und es hat sich zwischen beide noch nichts gestellt, was sie voneinander scheiden könnte. Die Mutter Natur ist rau, ja roh. In Schneestürmen begräbt sie Herde und Menschen, in sengender Sonnenglut läßt sie alles, was Menschenhand zum Leben und Wachstum dem Schoß der Erde anvertraut hat, verdorren und umkommen. Aber dann schüttet sie wieder über das Kind der Steppe den größten Reichtum aus und beschenkt ihn mit den köstlichsten Früchten, die sie nur hervorzubringen vermag. Der Wolgakolonist ist völlig von diesen Launen abhängig. Oft fallen die Schläge so hart auf seinen Rücken, daß er sich nur durch die Flucht zu helfen weiß. Dann plagt ihn Heimweh, solange er lebt. In der Regel aber rettet er sich in seinen Gottesglauben hinein und holt sich hier die sichtliche Kraft zum Ausharren. Hier, in dem von den Vätern ererbten Glauben ist ihm das einzige Stück alter Heimat verblieben, darum ist der Glaube ihm so teuer und so heilig. Ich habe alle vier Gruppen des Rußlanddeutschtums kennengelernt und kann auf Grund des Vergleichs nur bezeugen, daß keine der anderen sich mit der der Wolgadeutschen an Tiefe, Schlichtheit und Kraft der Frömmigkeit messen kann. Kultur, Zivilisation — die hatten sich erst ganz schüchtern an Asiens Grenzen herangewagt. Was das Wolgadeutschtum an diesen Dingen aufzuweisen hatte, konnte ihm nur auf einem Wege zukommen: über die Kirche. Hier war die einzige Möglichkeit gegeben, durch einen lebendigen Menschen, der durch die Hochschule aus der alten Heimat neue Frische und Kraft geholt hatte, auch teilzuhaben an ihren Segnungen. Im Anfang der Siedlung kamen die Geistlichen aus Deutschland. Später wurde die Verbindung immer lockerer. Es waren nur noch Zöglinge der Baseler Missionschule, die sich an die Wolga trauten und die notwendigen Entbehrungen auf sich zu nehmen bereit waren. Zuletzt riß zwar diese Art der Verbindung völlig ab, weil Ausländer nicht mehr zum kirchlichen Amt zugelassen wurden, aber die in Dorpat studierenden Pastoren brachten doch den Hauch der Heimat mit, weil sie ja ihre Ausbildung nur durch Deutschlands theologische Arbeit empfangen konnten. Noch war Dorpats theologische Fakultät deutsch und las deutsch. Aber auch die Ärzte in den Wolgakolonien hatten meist ihre Ausbildung in Dorpat genossen (das wurde erst kurz vor dem Kriege anders, nachdem Saratow eine Universität bekommen hatte). Diese dünnen Fäden zur alten Heimat genügten, um die Verbindung mit den Kraftquellen des Volkstums aufrechtzuerhalten.

Man darf jedoch diese lose Verbindung zur alten Heimat hier nicht nur von der negativen Seite werten. Die Wolgakolonisten waren auf diese Weise vor jeder großen Überflutung Deutschlands durch den öden Rationalismus verschont, der über das Geistesleben des ganzen deutschen Volkes verheerend dahingegangen war und jene verhängnisvolle Entfesselung des einzelnen aus der bindenden

Kraft der Gemeinschaft gebracht hatte, die zwar nicht gleich und nicht voll zu ihrem Ziel kam, aber doch so lange an den festen Grundlagen der Volkskraft abbröckelte, bis sie an einer Stelle eine Bresche schlagen und durchbrechen konnte. Die Kraft lebendiger Volkssttte erhält das Volksleben in festen Formen, sie ordnet den Einzelnen mit ihrem Zwang in die Gesamtgemeinschaft ein und drängt ihn zu der Entscheidung, ob er bereit ist, die Verantwortung für das Gesamtwohl zu übernehmen. Sie bedeutet für den Menschen den Zwang, sein Ich zurückzustellen und sich an die Gesamtheit zu verlieren. Sie bedeutet aber auch das Geborgensein in allen Gütern, die nur je und je ein junges Geschlecht von seinen Vätern übernehmen kann. Denn es gibt keinen anderen Weg von den Vätern zu den Kindern, und es gibt erst recht keinen anderen Weg für den einzelnen zum Volk, als den durch die Väter und durch die Kinder. Der einzelne Mensch, für sich selbst genommen als Individuum, steht immer in der Gefahr, sein Volk zu verfehlen, aus ihm herauszufallen. Wir brauchen bloß auf die traurige Erscheinung des städtischen Lebens unser Augenmerk zu richten, ganz gleich, ob es Städte inmitten unseres Volkes oder Wohnstätten des versprengten Auslandsdeutschums sind, so wissen wir um diese bedrohliche Lage, aus der nur die Bindung an väterliche Sitten retten kann. Ich spreche hier von keiner Tugend, die von den Wolgadeutschen etwa gepflegt worden wäre, sondern nur von der einzigen Möglichkeit ihres Daseins in der Verlorenheit der Steppe. Wenn sie durch den Rationalismus hätten gehen müssen, so wären sie aus ihrer Volkssttte herausgerissen worden, hätten zu internationalen Zwittergebilden werden müssen, und wir hätten keine Veranlassung, uns mit ihnen heute zu befassen. Davon sind sie nur verschont geblieben, weil an ihnen eine Geistesströmung vorübergegangen war, der sie keinen Widerstand aus sich heraus hätten leisten können. So sind sie als Volksganzes gerettet worden. Daß sie diese Rettung mit einer gewissen Rückständigkeit bezahlen mußten, war kein zu teurer Preis.

Die Verbundenheit mit der Volkssttte hat für ihre Volkskraft eine besondere Bedeutung erlangt. Ich habe schon auf die zusammenhaltende Kraft des patriarchalischen Lebenszuschnitts hingewiesen, habe bereits hervorgehoben, welches Ansehen die „Älten“ genossen haben, wie fest das Gefüge der Familie in der Sippe war. Mit all dem hängt eine besondere Prägung des persönlichen Charakters der Wolgakolonisten zusammen. Zu einer Zeit, da weder in Deutschland, geschweige denn in Rußland, der Bauer einer persönlichen Freiheit sich erfreuen durfte, wurden die Kolonisten als vollkommen unabhängige Bauern an der Wolga angesetzt. Die zugestandene Freiheit vom Militärdienst bedeutete für die Kolonisten ja nicht nur eine Ersparnis von zwei bis vier Lebensjahren, sie rettete sie vor allen Dingen aus der Hand solcher Fürsten, die ihre eigenen Landeskinder um Geld und schnöden Gewinn in fremde Dienste zwangen oder gar verkauften. Welch ein gehobenes Gefühl für einen Menschen, zu wissen, daß solche Willkür sich an ihn nicht mehr herantrauen darf!

Die ersten Siedler haben unendlich viel durchmachen müssen, aber es hat sich auch gelohnt: sie waren bald freie Bauern auf freier Erde. Das war ein adliges Leben, und der Wolgakolonist gewann adlige Züge in seinem Charakter. Er kennt keine Abhängigkeit. Er verhandelt mit jedem Menschen, ob er ihm gegenüber Gewalt hat oder nicht, wie mit seinesgleichen. Kriecherei und Untertänigkeit, jene täglichen Erscheinungen im Leben des russischen Bauern, sind ihm völlig unbekannt. Aber auch das Gegenstück dazu, die Überheblichkeit, ist ihm ferngeblieben. Bedächtig, ruhig, überlegend geht der Wolgakolonist an neue Fragen und Menschen heran. Fast könnte man ihn mißtrauisch nennen, so wenig läßt er sich durch Außerlichkeiten bestechen und gewinnen. Aber wenn er einmal ein Ziel ins Auge gefaßt hat, so verfolgt er es auch mit einer Ausdauer und Zähigkeit, die sich in dieser Form sonst kaum bei einem Stamm des deutschen Volkes findet. Ich führe nur ein Beispiel an. Die Vorbildung, die unsere jungen Leute in Rußland erhalten konnten, wurde oft in Deutschland nicht anerkannt. Es würde manchen Entmutigt haben, wenn er in reifen Jahren noch einmal vor vorne hätte anfangen sollen. Der Wolgakolonist läßt sich nicht verdrießen: so hat ein deutsches Mädel von der Wolga ihren medizinischen Doktor dreimal gemacht: in Rußland, in der Schweiz, in Deutschland!

Nun noch eine letzte Beobachtung, die sich auf das Klima bezieht. Der Sommer ist heiß und trocken, der Winter eiskalt, lang und oft stürmisch. Die Übergangszeit ist kurz, oft unmerkbar. Die Hauptniederschläge sind in der Winterhälfte. Fast das ganze Jahr ist sonnig. Solch ein Klima ist für Seuchen recht günstig. Die Cholera hat fast jedes Jahr ihre Opfer an der Wolga gefordert. Auch Augenerkrankungen sind sehr verbreitet. Trotzdem muß gesagt werden, daß die vielen Krankheiten, die am Volkskörper des deutschen Volkes in Deutschland sich verheerend auswirkten, wie Tuberkulose, Rachitis, Krebs, Sicht, Rheumatismus usw., an der Wolga so gut wie unbekannt waren. Das mag wohl daran liegen, daß die reine Steppenluft keine schädigenden Keime aufkommen läßt; daß das gesunde Wohnen in Holzhäusern diese Keime sich nicht festsetzen läßt, und daß die Wolgakolonisten eine Unversehrtheit gegen Malariaüberbreiter im Laufe der Geschlechter sich erworben haben. Vor allen Dingen aber fehlte es in den Wolgakolonien gänzlich an Gelegenheiten, dem Alkohol als Gesundheitsbrecher Einlaß zu geben. Die Einrichtung von Schankstätten war in den Wolgakolonien so sehr unbekannt, daß der Schankwirt als fremde Erscheinung mit einem russischen Namen belegt wurde. Man wußte nicht mehr, wie ein solcher Beruf in Deutschland geheißen hat und hatte auch selbst dafür keinen Namen, da die Sache einem nicht vor Augen stand. So war trotz aller Kultur- und Zivisationsferne die Sterblichkeit gering. Ärzte gab es selten in den Kolonien. Auch gelehrte Hebammen waren kaum zu finden. Da aber die Kolonisten in ihren Häusern auf peinlichste Sauberkeit hielten und in ihrer Ernährung kaum etwas Gesundheitsschädigendes kannten (Kaffee und Tee waren als Volks-

getränk unbekannt; man brannte Weizen und bereitete mit viel Milch einen Weizenkaffee zu, oder man mischte Süßholzwurzel und Thymian zu einem würzigen „Süßholzteee“), so erfreute sich der Stamm einer ungebrochenen körperlichen und geistigen Gesundheit. Nicht die geringste Verfallserscheinung war irgendwo zu entdecken.

Die Lebenskraft eines Volkes hängt mit seiner wirtschaftlichen Lage aufs engste zusammen. Daher muß auch diese Seite der uns beschäftigenden Frage behandelt werden. Die Wolgakolonisten waren ausschließlich Bauern. Ihre Landwirtschaft mit ihrer Besonderheit habe ich bereits erwähnt. Es waren nur geringe Landanteile, die dem einzelnen zufließen. Man kann daher die Wolgakolonisten in ihrer Masse nicht als wohlhabend ansprechen. Sie hatten ihr Auskommen. Die Strebsamen jedoch hatten fast unbegrenzte Möglichkeiten des Fortkommens. Es gab eine ganze Reihe Bauern in jeder Kolonie, die neben ihrem Anteil noch gepachtetes oder oft auch zum Eigentum erworbenes

Land außerhalb ihres Dorfes hatten. Die Größe dieser Landstücke schwankte zwischen 100 und 20 000 Hektar. Weder die kleinen noch die großen Güter veranlaßten den Bauern, seine Art und Lebensweise aufzugeben. Er blieb, was er war: Bauer, auch wenn er noch so viel Knechte beschäftigte. Dieses Verbleiben im bäuerlichen Stande stärkte wieder die Volkskraft des Stammes. Auch der Übergang zur Heimindustrie (Weberei) in den dichtbevölkerten Dörfern riß den Kolonisten noch nicht aus dem Verband des Volkes heraus. Die Dörfer blieben bei aller Industrialisierung bäuerliche Dörfer.

Eine Änderung in den natürlichen Grundlagen des Volkes konnte erst eintreten, als die staatliche Ordnung zerschlagen wurde und die über dem russischen Volk und Reich auflodernden Flammen auch auf das Kolonistenland herüberschlügen, ihnen die Wurzeln ihres Seins versengend.

Noch gibt es deutsche Menschen an der Wolga. Deutschland weiß um sie und vergißt ihrer nicht!

Ein Wort an die Wolgadeutschen im Reich

Die Landsmannschaften des BRD.

Wer sich mit rußlanddeutschen Volkstumsfragen befaßt, wird an der Tatsache nicht vorbeikommen, daß die Deutschen in Rußland in größeren oder kleineren Gruppen siedelten, eine verschiedene Entwicklung genommen haben und auch entsprechend verschiedene Eigenschaften aufweisen.

Die Sammlung der Kräfte zur Stärkung des Bestrebens, unserem großdeutschen Stamm- und jetzt wieder Heimatlande aufrechte, aufbaufähige Männer und Frauen zur Einordnung in den mächtigen Apparat des Reiches zu stellen, gehört zu den Aufgaben unseres Verbandes der Rußlanddeutschen.

In der Kleinbetreuung der Landsleute durch die Obmänner, die Betreuung beispielsweise der aus Petersburg, Moskau, aus den Wolgakolonien, den Schwarzmeerkolonien usw. stammenden, soll die Betonung der völkischen Eigenart zu ihrem Recht kommen, wie sie im Laufe von 100 bis 150 Jahren in der Wahlheimat Rußland im Kampfe um Leben und Existenz mit den Tataren, Kirgisen, Kaukasiern usw. durch Generationen hindurch eine Widerspiegelung in Charakter und Seele fanden.

Praktisch genommen: ein Wolgadeutscher, ein Schwarzmeerdeutscher usw. des BRD. wendet sich in seiner Sorge leichter an den Mann, der vielleicht in seiner Mundart zu ihm spricht, dessen Name ihm eventuell aus Rußland noch bekannt ist, der die Kolonie, die Stadt kennt, wo er geboren ist — seine engere Heimat, also —, als an einen anderen.

Umgekehrt: der Obmann kennt die charakterliche und seelische Eigenart der von ihm betreuten Lands-

leute, weiß geschickt da einzuspringen, wo Hilfe, Hinweise und — wenn nötig — auch ein Durchgreifen geboten erscheint.

Die Obmänner vertreten die Sonderinteressen ihrer Landsleute im BRD., sie unterstützen den Verbandsleiter in seiner großen Aufgabe. Und damit trägt jeder Obmann mit seiner Landsmannschaft zur Stärkung des Gesamtverbandes der Rußlanddeutschen bei und weiter zur Stärkung des Deutschtums schlechthin.

Im Hinblick auf dieses große Ziel muß es ernsteste Pflicht eines jeden Rußlanddeutschen sein, dem Verbandsleiter der Rußlanddeutschen beizutreten.

Kameraden, sucht eure Landsleute auf, werbt für unsere große völkische Sache. Möge jeder, der dem Verbandsleiter fernsteht, seine Privatinteressen hintanstellen. Die Zeit ist zu ernst dazu. Wir müssen geschlossen sein.

Rußlanddeutsche Kameraden, w o l g a d e u t s c h e Landsleute, marschieret mit!

Der Obmann der Wolgadeutschen:
Johannes Geibel, SA.-Sturmhauptführer.

Entschuldige sich nur keiner damit, daß er in der langen Kette zuunterst stehe; er bildet ein Glied, ob das erste oder das letzte ist gleichgültig, und der elektrische Funke könnte nicht durchfahren, wenn er nicht da stünde. Darum zählen sie alle für einen und einer für alle, und die letzten sind wie die ersten.

Hebbel.

Die Rußlanddeutschen

Anläßlich der Stuttgarter Tagung 1939

Mutter Deutschland! Was könnten wir heute dir zeigen,
Das vor deinen prüfenden Augen hätte Bestand?
Sieh, uns ist keine gerühmte Größe zueigen —
Zu lange waren wir die Vergessenen vom Vaterland.

Aus unseren Steppendörfern ist niemals einer gekommen,
Den man ehrend in den Büchern der Welt genannt;
Doch kam einst gold'nes Korn zwischen Dnjepr und Wolga geschwommen —
Das schuf uns're unermüdlige schwielige Bauernhand.

Und wir haben keine lauten Lieder gesungen,
Wir von der deutschen Macht in Fremde und Fron —
Uns war es genug, daß sich keiner den andern verdungen,
Um den schlichten Mutterlaut rang dein ärmster Sohn.

Wirßt du es annehmen, das Wort aus dem großen Verzagen,
Wo in Not und Tod von uns Tausend und Tausend verblüht?
Sieh, wie wir zurück den blutigen Mantel schlagen —
Da klopf ein Herz unerschütterter: Deutschland: für dich!

Hans Harder

Die deutschen Bauern an der Wolga

Von Otto Ruhagen

Die Wolgadeutschen sind dem Namen nach der bekannteste Teil der rußlanddeutschen Bauern. Sie sind die älteste und dabei zahlreichste Gruppe; ihr Siedlungsgebiet ist das geschlossenste. Ihre Dörfer liegen fast sämtlich in den ehemaligen Gouvernements Saratow und Samara, nur wenige weiter stromabwärts. Ende 1926 wurden in den Wolgakolonien im ganzen 379 630 Deutsche gezählt; das waren 39,4 Prozent von der gesamten deutschen Landbevölkerung in der Räteunion (1 090 422). (Einschließlich der Städte betrug die Zahl der Rußlanddeutschen damals 1 238 549, während sie 1913 innerhalb der heutigen Grenzen etwa 2 400 000 betragen hatte.)

Katharina II. ließ zufolge ihrem Manifest vom 22. Juli 1763 im Wolgagebiet 104 Kolonien entstehen, von denen 44 am hohen rechten Ufer, auf der „Bergseite“, die übrigen auf der nach Asien ungeschützten „Wiesenseite“ lagen. Durch spätere Zurweisung von Kronland wurde es den alten Kolonien ermöglicht, 66 Tochterkolonien zu gründen. Eine Sonderstellung nahmen die 10 Kolonien der Mennoniten ein, die 1853 bis 1865 aus Westpreußen einwanderten. Ihre aneinanderschließenden Siedlungen mit den stattlichen Einzelgehöften gewährten noch 1927 das Bild behäbiger Dörfer von der Art des Danziger Werders.

Der größte Teil der Wolgakolonien ist heute mit zahlreichen russischen Dörfern in der „Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Deutschen an der Wolga“ zusammengefaßt, die mit einer Fläche von über 28 212 Quadratkilometern an den Umfang der zurückgewonnenen sudetendeutschen Lande (28 971 Quadratkilometer) heranreicht. 1926 zählte sie

rund 380 000 Deutsche (66,2 Prozent von der gesamten Einwohnerschaft). Die Erhebung des kleinen Gebiets zu einer autonomen Republik, die im Februar 1924 erfolgte, sollte dem weltrevolutionären Ziel des Bolschewismus dienen, wie eine im Staatsverlag der Wolgarepublik 1926 erschienene russische Schrift offen mit den Worten zugab: Sie entsprach „dem außerordentlichen Interesse an dem Schicksal der Wolgadeutschen in Deutschland, wo die politischen Ereignisse des Winters 1923/24 zu der siegreichen Vollendung der proletarischen Revolution zu führen schienen.“ Gerade aus diesem Grunde wurde in den ersten Jahren verhältnismäßig große Mühe auf die wirtschaftliche und kulturelle Hebung der „Republik“ verwandt. Das Deutsche war Staatssprache; wie aber überall in der Sowjetunion verfolgte die sprachliche Duldung bei den nichtrussischen Völkern den Zweck, diese um so leichter und schneller mit dem bolschewistischen Gedankengut zu erfüllen. Bezüglich der Grundlinien der Wirtschafts- und Kulturpolitik genossen die Wolgadeutschen keinerlei Vorzug, und so mußten sie von 1928 ab an dem traurigen Geschick der gesamten Bauernschaft der Union teilnehmen.

Mir liegt heute vor allem daran, einer zu ungünstigen Einschätzung der ursprünglichen Wolgakolonisten und ihrer Nachkommen entgegenzutreten, wie man sie in den Kreisen derjenigen antrifft, die etwas nähere Kenntnis von den deutschen Kolonien im ehemaligen Zarenreich haben, und insollgedessen wissen, daß es außer den Wolgadeutschen auch andere große Gruppen gibt und daß z. B. die Kolonien in der Ukraine (die 1926 28 Prozent der gesamten Rußlanddeutschen Bauern zählten)



Messer
(russ. Ust-Salicha)
a. d. Wolga

Alte Holzkirche,
erbaut um 1840



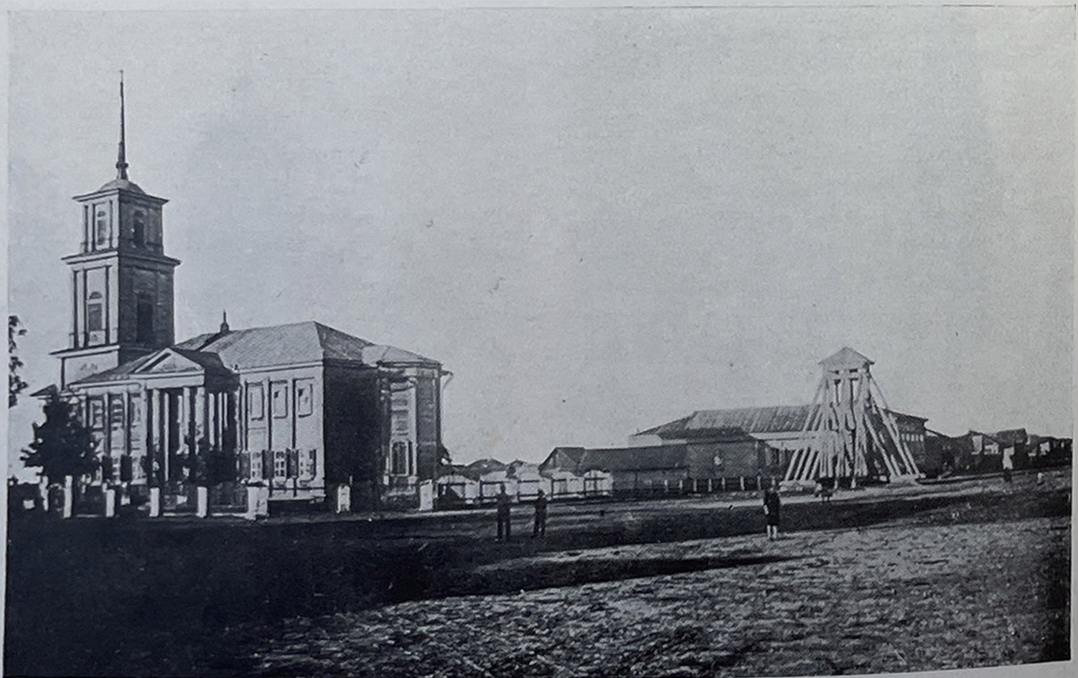
Kirche in Dinkel, erbaut 1894
(800 Sitzplätze)



Holzkirche zu Straub/Štatovka,
erbaut 1875 (900 Sitzplätze)



Altarraum der Kirche in Gnadentau an der Wolga



Kirche mit dem charakteristischen Senderglockenturm in Alexanderhöf (Wolgagebiet)

wirtschaftlich bedeutend höher gestanden haben als die Kolonien an der Wolga. An sich ist dies richtig. Unrecht tut man aber den Wolgadeutschen mit der verbreiteten Annahme, daß ihre frühere wirtschaftliche Rückständigkeit sich aus vererbter charakterlicher Minderwertigkeit erkläre, die zu starker Russifizierung geführt hätte.

Gewiß waren die 25 000, die Katharina anwerben ließ, durchschnittlich von weniger erfreulicher Art, als die vorwiegend schwäbischen Bauern, die unter Alexander I. in der Ukraine und in Transkaukasien angesiedelt wurden. Katharina konnte die Einwanderer nicht so vorsichtig auswählen wie ihr Enkel. Während Alexander Ausländer wünschte, die den russischen Bauern als Vorbild fortschrittlicher Wirtschaft dienten, kam es 1763 in erster Linie darauf an, die öden Gebiete an der unteren Wolga mit Menschen zu besetzen, nicht nur zur Urbarmachung, sondern auch zum Schutz der bereits besiedelten westlichen Nachbargebiete gegen Räuberbanden, die an der Wolga hausten, und gegen die Kirgisen, die jenseits des Stromes nomadisierten. Zweifellos aber erwartete Katharina als deutsche Fürstentochter von den deutschen Siedlern auch qualitativ Gutes. An Auswanderungslustigen war in Deutschland damals — am Ende des Siebenjährigen Krieges — kein Mangel. Wählerisch in der Anwerbung konnte die Kaiserin trotzdem nicht sein. Gleichzeitig suchten ja auch Friedrich der Große und Maria Theresia möglichst viele Ansiedler in ihre Staaten zu ziehen. Vor allem aber standen die Auswanderungsverbote der west- und süddeutschen Fürsten im Wege, für die im Sinne der damaligen „populationistischen Politik“ das Wort Friedrich Wilhelms I. galt: „Menschen erachte für den größten Reichtum!“ Im Einzelfall wurde zwar die Auswanderung erlaubt, aber „boshafem Menschenverkauf“ durch „herumstreifende russische Emisarien“ drohte schwere Strafe, nach einer bayerischen Verordnung von 1764 sogar der Galgen. Wer sich daher bei den geheimen Agenten meldete, wurde angenommen; Ablehnung konnte zur Denunzierung führen. Infolgedessen befanden sich unter den Auswanderern viele Leute, die in der Heimat Schiffbruch erlitten hatten, sei es durch die Ungunst der Zeit, sei es durch eigene Schuld.

Trotzdem ist die Annahme nicht richtig, daß die Auswanderer sich aus dem „Abschaum“ des deutschen Volkes rekrutiert hätten. Der größere Teil dürfte an Art und Tüchtigkeit den Leuten nicht nachgestanden haben, die gleichzeitig nach dem Banat wanderten. Bezeichnend ist die von Berak in seiner „Geschichte der ersten Zeit der Wolgakolonien“ mitgeteilte Tatsache, daß viele, die sich anfänglich zur Auswanderung nach Ungarn gemeldet hatten, es schließlich vorzogen, nach Rußland zu gehen. Die Bauern aber, die das Banat besiedelten, sind nie in Bausch und Bogen der Minderwertigkeit bezichtigt worden.

Belastet war die anfängliche Entwicklung an der Wolga dadurch, daß sich unter den Einwanderern zahlreiche Nichtlandwirte befanden. Verursacht war dies durch das Manifest von 1763, das weitgehende Freiheit in der Wahl des Wohnorts (in jedem beliebigen russischen Gouvernement!) und der wirtschaftlichen Tätigkeit verhiess. Den bäuerlichen Aus-

wanderern schlossen sich daher, abgesehen von Angehörigen sonstiger Berufe, auch Tausende von Handwerkern und anderen Gewerbetreibenden an. Als sie aber Kronstadt zu Schiff erreicht hatten und in dem nahen Dranienbaum vorläufig untergebracht waren, sahen sie sich betrogen. Abgesehen von einem kleinen Teil, der im Gouvernement St. Petersburg angesiedelt wurde, mußten sie den Weg zur Wolga antreten, wo fast allen, ob sie wollten oder nicht, der Pflug in die Hand gezwungen wurde.

Ohne Zweifel standen die ursprünglichen Wolgakolonisten auch insoweit, als sie von Hause aus Bauern waren, den von Alexander angesiedelten Schwaben an wirtschaftlicher Tüchtigkeit durchschnittlich nach. Um aber die weitere Entwicklung an der Wolga gerecht zu beurteilen, darf nicht vergessen werden, daß sie sich unter einem viel ungünstigeren Stern befand als die der ukrainischen Kolonien. Die Deutschen an der Wolga mußten Jahrzehnte hindurch vor Räuberbanden und Kirgisen auf der Hut sein; 17 Kolonien auf der Wiesen- seite hatten trotzdem in den 70er Jahren Überfälle durch kirgisische Horden zu beklagen, bei denen (nach Berak) Hunderte von Deutschen ermordet und mindestens 1200 in die Sklaverei verschleppt wurden. Klima und Boden drückten den Ertrag des Ackerbaues im Vergleich zur Ukraine sehr herab, wo an Brotgetreide mit etwa 6 Doppelzentnern fast doppelt so viel vom Hektar geerntet wurde, wie an der Wolga. Vor allem aber darf nicht übersehen werden, daß die anfängliche Entwicklung an der Wolga von der staatlichen Kolonialbehörde mit ganz anderen Methoden beeinflusst wurde als später in der Ukraine. 1763 war der Geist der ganzen Staatsverwaltung noch erheblich „moskowitzischer“ als unter Alexander, und was die Kolonialbehörde, die „Vormundschafskanzlei“ in St. Petersburg, betraf, so verfügte diese 1804 mit ihrem „Fürsorgekomitee“ im Südgebiet schon über reiche Erfahrung, während das Caratorwer „Kontor“ der Petersburger Behörde sich vor eine ganz neue Aufgabe unter viel schwierigeren Verhältnissen gestellt sah. In den ersten Jahren waren die Beamten des Kontors (nach Dr. Langhans, Raßeburg: „Die Wolgadeutschen“) durchweg Militärpersonen, die sich an die „im Kasernenhoffstil“ abgefaßten Instruktionen hielten und die Gestaltung der Wirtschaft diktatorisch lenkten. Sehr geschädigt wurde der größere Teil der Kolonien auch dadurch, daß sie nicht unmittelbar von der Krone gegründet wurden, sondern von beauftragten Siedlungsunternehmern, französischen Edelleuten, die bis 1770, teilweise bis 1774, als „Direktoren“ die Ansiedlungen leiteten und hierbei vor allem an ihren eigenen Gewinn dachten.

Schon wegen der fremdartigen Verhältnisse, in die die Einwanderer hineinversetzt waren, konnte auch in der Ukraine eine beratende Anleitung und eine sorgsame Beaufsichtigung der Kolonien zu Anfang nicht entbehrt werden. Sehr aber im Gegensatz zu dem Ton väterlicher Fürsorge in dem Manifest von 1763 wurde von den Wolgadeutschen die durch Ufas vom 25. Februar 1770 erlassene „Instruktion“ empfunden, die die Kolonisten fast zu Leibeigenen machte. Sie wurden in ihrer Wirtschaftsführung ganz und gar der Befehlsgewalt der

Kontorbeamten unterstellt. Die Vorschriften reichen bis in die Einzelheiten: die Kolonisten sollten „alle zugleich in aller Frühe auf ihre Felder sich begeben, mit allem Fleiße arbeiten“ und auch gleichzeitig nach Hause gehen; die Vorgesetzten sollten von Zeit zu Zeit feststellen, ob jeder fleißig gewesen ist und z. B. der Zeit entsprechend genügend Land in der gehörigen Tiefe umpflügt hat. Faulen sollte täglich eine bestimmte Leistung aufgegeben werden; wenn Strafen nicht halfen, sollte er das Land verlieren und Knecht werden.

Bei dieser Art landwirtschaftlicher „Erziehung“ ist es nicht zu verwundern, daß Agrarordnung und Betrieb bei den Wolgadeutschen russisches Gepräge angenommen haben. Es kann daher nicht als Zeichen der Mindertwertigkeit angesehen werden, wenn sie im Unterschied von den übrigen Gruppen der rußlanddeutschen Bauern nach einigen Jahrzehnten zu der in Großrußland vorherrschenden „Mirverfassung“, d. h. zu periodischer Umteilung des Ackerlandes nach der jeweiligen Seelenzahl der einzelnen Höfe übergegangen waren. Daraus ergaben sich weitere Hemmungen des landwirtschaftlichen Fortschritts.

Trotz allem hat sich deutsche Tüchtigkeit auch an der Wolga bewährt. In kurzer Zeit entstand eine landwirtschaftliche Dase, die große Getreideüberschüsse lieferte. In einem amtlichen (russischen) Bericht von 1791 wird eine Kolonie genannt, in der je Wirtschaft 33 bis 100 Doppelzentner allein an Weizen erzeugt wurden. 1814 hatte (nach Bontwetsch: „Geschichte der deutschen Kolonie an der Wolga“) die Weizenausfuhr der Kolonisten einen Wert von 700 000 Rubel; ihre Tabakausfuhr wurde auf 143 000 Rubel geschätzt. Auch der Viehstand war bald sehr ansehnlich. Das Gesamturteil jenes Berichts von 1791 lautete: „Die Kolonisten müssen nach dem Reichtum an Getreide und anderen Naturerzeugnissen zu den besten Haushältern gezählt werden.“

Von der Tüchtigkeit der Nachkommen konnte ich mich schon 1902 in Sibirien überzeugen, wo

junge Kolonien von Wolgabauern sich sehr vorteilhaft von russischen Siedlungen abhoben. Den selben Eindruck gewann ich, als ich 1927 die Wolgarepublik besuchte, obgleich die damals gleichfalls von mir bereisten großrussischen Kreise Utkarsk und Balaschov auffallend viel von der angrenzenden „Bergseite“ der Wolgarepublik angenommen hatten. Bestätigt wird dies durch die Äußerung eines wolgadeutschen Agronomen in einer bolschewistischen Zeitschrift („Das Neue Rußland“, 1928): „Die Landwirtschaft der russischen Bauern, sowohl in der umliegenden Gegend als auch in den meisten Gouvernements des Bundes der Räterepubliken, stand von jeher auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe als die der deutschen Wolgakolonisten . . . Den nützlichen Einfluß der deutschen Wirtschaft auf die russische kann man in vielen Fällen beobachten. Die deutschen Arbeitsmethoden und die deutschen Geräte und Wirtschaftsgebäude fanden große Verbreitung bei den russischen Bauern.“

Wenn somit die Wolgadeutschen unter besonders schwierigen Bedingungen Gutes geleistet haben und die im Vergleich zu den deutschen Bauern in der Ukraine allerdings tiefere Stufe ihrer Landwirtschaft einen Rückschluß auf geringere Fähigkeiten oder gar charakterliche Mängel nicht rechtfertigt, so kann ebensowenig — trotz der Annahme der Mirverfassung — von einer Russifizierung ihres inneren Wesens gesprochen werden. Abgesehen von ganz seltenen Ausnahmen heirateten die Wolgabauern nur unter sich. Sie hielten, wie ich mich noch 1927 überzeugen konnte, fest an ihrem evangelischen und katholischen Glauben; deutschen Geist, deutsche Besitzung und deutsches Brauchtum hatten sie 160 Jahre hindurch treu bewahrt. Das Gesagte galt allerdings nicht für einen großen Teil der Höhergebildeten, die in Ermangelung naheliegender deutscher Oberschulen entsprechende russische Lehranstalten besucht und sich vom Heimatdorf getrennt hatten.

Die Muschel

Von Hans Harder

Die Nogat schlägt ihre Wellen ans niedrige Ufer, auf kiesigen Sand. Fern schimmern die Kirchtürme von Elbing.

Land meiner Väter: Weiden — Windmühlen — Fischerboote . . .

Ich sitze am Fenster eines kleinen Bauernhauses, von dem mir, dem Rückkehrer aus dem Fernen Osten, erzählt wird, es sei einst im Besitz der Vorfahren gewesen. Während ich den Blick durch die Scheiben über Fluß und Wiesen schweifen lasse, kreisen die Gedanken immer enger und werden immer eindringlicher. Ja, es ist alles, wie es mir die Großmutter erzählt; achtzig Jahre haben hier nichts geändert. Auch das Ufer, das Haus und die Stube kenne ich aus ihren Worten: dort hatte auch zu ihrer Zeit eine Truhe gestanden, hier eine Uhr

gestickt. Die Tür knarrt immer noch gähmend, wie in den Tagen ihrer Kindheit. Gegenüber dem Fenster ist eine alte Kommode aufgestellt. Darauf liegt eine Muschel.

Ich stehe auf: Eine gleiche Muschel hatte auch auf dem Eichenspind der Großmutter in Rußland gelegen, blank wie Porzellan und braun gesprenkelt. Vorsichtig nehme ich sie in die Hand, und dann habe ich die Nogat, das Haus an seinem tiefen Ufer und die Zeit und alles vergessen.

Ich sitze wieder als Sechsjähriger auf dem Schoß der alten Frau mit den hundert Runzeln im Gesicht und mit dem hellen Leuchten in den graublauen Augen. Mit der linken Hand halte ich krampfhaft diese Muschel umspannt, lege sie langsam ans Ohr und weiß, jetzt — gleich — wird sie

wieder singen. Sie summt . . . Lange, rauschende Weisen tönen in ihr. Ich sehe beglückt zur Großmutter auf. Auch sie lächelt herb, dann sagt sie mit bebender alter Stimme einen Vers:

Schied auch die Muschel lange schon
Vom Meer, das ihre Heimat war;
In ihrer Tiefe rauscht ein Ton
Wie Meeresheimweh immerdar.

Und die kleine Muschel singt dazu die Begleitakkorde, langgedehnt, melodisch, unaufhörlich. Auf diesen Wogen leiser Töne schwimmen meine kleinen Gedanken, hinter den halblauten Worten der Großmutter her . . . Sie erzählt zaghaft: Vom Nogatland — vom Fischfang — von den Triften — von den Netzen und Rähnen — und wie sie damals das liebe Land verlassen und ostwärts gezogen durch ferne, fremde Steppen zu düsteren, armseligen Völkern — und wie sie dann das Wolgaland aufgenommen, wie eine fremde Frau ein mutterloses Kind aufnimmt, wortlos und ernst.

Dabei laufen über ihre welken Wangen Tränen aus den gütigen, sinnenden Augen. Und dann sagt sie auf einmal nichts und sieht lange zum Dorfriedhof hinüber. „Wenn ich dort bald schlafe“, unterbricht sie ihre schweren Gedanken, „dann müßt ihr alle wieder heimkehren. In Preußen sind wir zu Hause — ja?“ fragt sie besorgt und sieht mich darauf herzlich an.

Ich aber nickte eifrig, als verstünde ich, was sie meint und als könne ich ihr schon etwas versprechen.

Die Muschel ist der kleinen Hand zu schwer geworden und liegt nun auf dem Tisch. Aber unaufhörlich klingt sie in meinen Ohren mit ihrer lockenden Melodie.

Darüber sind dreißig Jahre hingegangen. Die Großmutter schläft. Kriegsjahre und Revolutionen sind über das schlichte Grab an der Wolga gegangen und haben es dem Erdboden gleichgemacht. Das Stück mühsam zur Heimat gewordener Erde ist in der roten Flut ertrunken, die mich wieder westwärts gespült hat. Das Haus an der Nogat steht niedrig und gebeugt wie ein schwachgewordener Greis. Und wenn die Tür geht, ist es, als hüstele er heiser.

Ich stehe immer noch vor der Kommode, halte die Muschel in der Hand und zähle die leichten grauen Wellen der Nogat. Dann lege ich sie ans Ohr, in stiller Freude, wie damals als Kind. Und — sie singt wieder ihre Melodie — es ist der gleiche Ton, ich weiß es! Das Lied geht noch einmal: von der Nogatniederung Westpreußens durch die traurige Steppe ostwärts — von der Wolgah Heimat — und vom vergessenen Grab . . .

Du liebe kleine Muschel, immer tönst du die gleiche Weise: bald lockst du ins Vaterland, bald mahnst du an die Heimat!

Der wolgadeutsche Schein Staat

Von Karl Cramer (Erlangen)

Es war ein gewagtes Unterfangen, als Katharina II. ihre Landsleute aus der westlichen Kulturwelt an Asiens Grenzen in ein unwirkliches Land verpflanzte. Sie konnte den Mut zu einem solchen fraglichen Unternehmen nur aus dem weltanschaulichen Liberalismus schöpfen, dem sie huldigte. Sie scheint jedoch das Wagnis wenigstens gefühlt zu haben: sie trifft zweierlei Bestimmungen über das künftige Schicksal der Deutschen in Rußland. Auf der einen Seite fordert sie von ihnen den Untertaneneid und gliedert sie damit ihrem großen Reiche ein. Andererseits weiß sie darum, daß die freien Siedler mit ihren Sitten und Lebensanschauungen in keiner Weise in die Masse des unkultivierten russischen Volkes eingefügt werden können. Darum verbürgt sie ihnen mit ihrem kaiserlichen Wort die innere Selbstverwaltung. Wenn dieses Versprechen einen Sinn haben soll, so kann es nur als Gewährung einer kulturellen Selbständigkeit aufgefaßt werden. Es muß der Kaiserin wohl so etwas wie ein Staat im Staate vorgeschwebt haben. Wie ihre beiden in dieser Sache erlassenen Rufe an die Ausländer zeigen, will sie nicht nur das wirtschaftliche Leben des russischen Reiches durch die Einwanderer beleben und fördern, sondern auch durch geschlossene Siedlungen den Boden ihres Landes auf neue Weise

kultivieren lassen und dadurch die eingeborene Bevölkerung vielleicht zur Nacheiferung anspornen.

Ein solches Unternehmen will sehr gründlich bedacht und noch sorgfältiger vorbereitet sein. Soweit die Kaiserin selbst in Frage kommt, sind diese beiden unerlässlichen Vorbedingungen nicht erfüllt worden. Wenige Monate nach ihrem Regierungsantritt gibt sie schon das erste Manifest heraus: vom 4. Dezember 1762. (Katharina II. regierte vom 28. Juni 1762 bis 1796; geboren ist sie am 29. April 1729 in Stettin.) Als dieses wirkungslos verhallt, häuft sie in einem zweiten vom 22. Juli 1763 die verlockenden Versprechungen der Krone, ohne auch nur die geringste Vorbereitung zur Aufnahme des erwarteten großen Stromes von Einwanderern zu treffen. Erst im Juli 1763 wurde die „Tutelkanzlei“ für die Ausländer, ein Ministerium, ins Leben gerufen und mit einem Budget von 200 000 Rubeln jährlich bedacht. Die Kaiserin hat also auf gut Glück gehandelt.

Nicht anders war es bei den Auswanderungslustigen in Deutschland bestellt. Die Werbung der Siedler, Handwerker und Fabrikanten geschah ohne jede Fühlungnahme mit staatlichen Stellen im Ausland, oft genug gegen deren ausdrücklichen Willen. Auch die Auswanderer selbst hatten keine verantwortliche Stelle angerufen oder gebildet, um Ver-

handlungen zu führen oder günstige Bedingungen zu erwirken.

Das sind mißliche Vorzeichen für das Gelingen eines so groß gewollten Unternehmens. Die Herrnhuter haben ganz anders vorgesorgt, als sie zu derselben Zeit eine Ansiedlung gründeten. Durch geschickt geführte Verhandlungen hatten sie es erreicht, daß sie nicht nur sehr günstige Bedingungen für ihre Gründung *Carcepta* an der Wolga erwirkten, sondern auch die Verwaltung ihrer Neugründung fest in der Hand hatten und auf diese Weise die dauernde Verbindung mit Deutschland aufrecht erhielten. Freilich war damit auch der russischen Krone die Sorge um das Fortkommen der Kolonie genommen. Das Unternehmen warf seine Zinsen so regelmäßig und reichlich ab, daß die Krone zufrieden sein konnte.

Anders die Kronsgründung an der Wolga. Die planlos in Deutschland geworbenen Auswanderungslustigen in der Zahl von 30 000 waren zwar vom Lage der Anwerbung an Kostgänger der russischen Krone, mußten aber Monate, manchmal ein Jahr lang warten, ehe sie an ihr Siedlungswerk gehen konnten. Den ersten Aufenthalt gab es an den Sammelpunkten in Deutschland, dann auf der Seereise, ferner in der Nähe von Petersburg auf der langen und beschwerlichen Reise über Land oder die Wolga hinauf, schließlich an Ort und Stelle, an der unteren Wolga um Saratow herum, wo nicht die geringsten Vorbereitungen getroffen waren. Dieses Hinauszögern kostete beträchtliche Summen. Der Zustand der Verworrenheit und des Hinschleppens dauerte noch 10 bis 20 Jahre: nie war etwas vorbedacht, vorgesorgt und vorbereitet. Am schlimmsten wirkte sich diese Schlamperei der russischen Staatsgewalt in der Landwirtschaft aus. Die nun zum Bauerndasein gepreßten Handwerker, Fabrikanten, Gelehrten, Adligen warteten mit den Bauern vergeblich darauf, daß Geräte und Saatkorn zur rechten Zeit eintrafen. Weder Baumaterial noch Betriebsgerät war zur Hand. Daraus entsprangen wieder Fehlschläge auf allen Gebieten. Die noch als solche geduldeten Handwerker waren in ein Gebiet verschlagen, das gar nicht imstande war, ihre Kunst aufzunehmen. Die Bauern mußten von neuem lernen, unter dem anderen Himmelsstrich ihrer Nahrung nachzugehen.

Wenn die Regierung es wirklich mit ihren Plänen ernst gemeint hätte, so wäre es ein Leichtes gewesen, das junge deutsche Gemeinwesen zu einem gedeihlichen Fortkommen anzuleiten. Allein die Krone hatte nur eine Sorge: Wie kann der beträchtliche Aufwand an Geldmitteln, die von dem Siedlungswerk verschlungen wurden, wieder herausgeholt werden. Man berechnete die Kosten der Ansiedlung auf über 5 Millionen Rubel. Das ist eine recht stattliche Summe. Es ist nicht festzustellen, welche Siedler diese Unkosten verursacht haben. Es sind in den Anfangsjahren Katharina II. ja nicht nur 104 deutsche Dörfer an der Wolga (nur eins davon war von Franzosen besetzt, aber schon wenige Jahre nach der Besiedlung verlassen worden) mit etwa 28 000 Menschen gegründet worden; im Gouvernement Woronesch gab es auch eine Gründung, ebenso einige Dörfer

bei Petersburg und zwei im Baltikum, abgesehen von den Mennonitengründungen in den achtziger Jahren. Man wird wohl mit Recht annehmen, daß die Unkosten der Siedlung sich auf all diese Gründungen gleichmäßig verteilen. Zurückgefordert ist jedoch der ganze Betrag von den Wolgakolonisten worden.

Man hat in den bisherigen Darstellungen der Siedlungstätigkeit der russischen Krone nicht darauf geachtet, daß das Unternehmen der regierenden Kaiser, sei es nun Katharina II. oder später Alexander I., keiner Sentimentalität entsprungen ist. Es herrschte einzig der Gedanke des möglichst großen Nutzens für Rußland. Ein wirtschaftliches Unternehmen, wie es die Siedlung deutscher Auswanderer im Innern Rußlands darstellt, braucht eine genügende Finanzierung, aber dann eine gewisse Zeit der Ruhe, um Wurzeln zu fassen, Kraft zu sammeln, sich anzupassen. Gewährt man diese Vorbedingungen nicht, so darf man sich nicht wundern, wenn nur ein verkümmertes Pflänzchen an Stelle des erhofften stattlichen Baumes erzielt wird. So unvernünftig verfuhr jedoch die russische Krone mit den Wolgakolonisten: man hatte nicht einmal Geduld, einige Zeit abzuwarten und zuzusehen, was die gerufenen Siedler aus sich selbst und dem ihnen anvertrauten Lande machen würden. Man drängte, befahl, gebot — und bewirkte nur eine riesige Verzögerung der Rentabilität des Wagnisses.

Hier liegt die Erklärung dafür, daß das von einem kaiserlichen Wort getragene Versprechen, die deutschen Kolonisten sollten die kulturelle Selbständigkeit unangetastet behalten, nicht eingehalten worden ist.

I. Die Verfassung der Kolonien

Der äußere Verlauf dieser Tragödie eines nationalen Gemeinwesens ist folgender: 1763 wird ein besonderes Ministerium für die einwandernden Ausländer ins Leben gerufen, das die oberste Verwaltung für die Wolgakolonien (wie auch die anderen Gründungen der Krone) darstellt. Es hat das Siedlungswerk zu leiten und die Geldmittel darzureichen. An Ort und Stelle übt es seine Macht zunächst durch die Offiziere (*Kreiskommissare*) aus, die die einzelnen Züge der Einwanderer von Oranienbaum bis nach Saratow geleiten und die Siedlung überwachen. Die zusammenfassende administrative Gewalt des Staates über die deutschen Wolgakolonien wurde 1766 in die örtliche Behörde der Lutelkanzlei zu Saratow, in das sogenannte „Kontor“ verlegt. Dieses bestand aus einem Oberrichter, zwei Beisitzern, einem Sekretär, Buchhalter und Übersetzer. Die Zuständigkeit des Kontors bezog sich gleichfalls auf die Siedlung. Etwaige Streitigkeiten zwischen Kolonisten und Russen sollten in gemeinsamer Beratung zwischen Kontor und dem Wojewoden in Saratow entschieden werden.

Die Übernahme der Staatsgewalt über die Kolonisten durch das Kontor dauerte bis zum Jahre 1770. Die selbständigen Werber, die der Krone das Menschenmaterial stellten, hatten es nämlich verstanden, sich gewisse Vorrechte auf Kosten der Kolonisten anzueignen und mußten erst

— nach vielen bitteren Klagen der leidtragenden Kolonisten, wieder freilich auf Kosten der Kolonisten — entschädigt werden, damit die russische Krone nicht in üble Nachrede durch diese meist verbrecherischen Elemente käme.

Nur 12 Jahre dauerte nun die unumschränkte Herrschaft des „Kontors“ über die Kolonisten. Als im Jahre 1782 die Gouvernementeinteilung und -verwaltung eingeführt wurde, glaubte man die Wolgakolonisten in die allgemeine Verwaltung einbeziehen zu können und hob die für sie gedachten staatlichen Verwaltungsstellen auf (Tutelkanzlei und Kontor am 30. April 1782). Nun waren die deutschen Kolonisten gleich den Kronsbauern den Direktoren der „Hauswirtschaft“ in Moskau unterstellt und hatten im Kameralhof (Kasennaja Palata) zu Saratow ihre unmittelbare Obrigkeit. Die Kreis-kommissare gaben ihr Aufseherrecht an den russischen Kreishauptmann (Genski Isprawnik) ab. Damit hörte die letzte Selbständigkeit in der inneren Verwaltung auf.

Zugleich hörte auch das wenige Gute auf wirtschaftlichem Gebiet, das die deutschen Bauern an der Wolga noch bis jetzt zäh verteidigt hatten, auf, und der wirtschaftliche Stand sank fast auf die Stufe der Russen. Das heißt: eine allgemeine Verarmung griff um sich.

Nun merkte die Krone, daß sie auf diesem Wege Gefahr laufe, das investierte Kapital gänzlich und auch noch die Zinsen zu verlieren. Schleunigst wurden die Tutelkanzlei und ihr Kontor in Saratow 1789 wieder ins Leben gerufen. Es muß auch hier wieder unterstrichen werden, daß die Krone nur den einzigen Gesichtspunkt ihres Vorteils im Auge hatte, keineswegs die Rettung der nationalen Art der Deutschen an der Wolga. Die Tutelkanzlei war nicht mehr selbständiges Ministerium, sondern zunächst der „Expedition der Staatswirtschaft usw.“ im Dirigierenden Senat, ab 1802 dem Ministerium des Innern und ab 1837 dem Ministerium der Reichsdomänen unterstellt. Die Kosten des Kontors trugen wesentlich die Kolonisten.

Das Kontor hatte drei Kammern: allgemeine Verwaltung, Finanzabteilung und Gericht. In die Dörfer hinein reichte die Gewalt des Kontors durch Inspektorate (seit 1827), Kreis- und Gemeindefreiber.

Die Sonderverwaltungsstelle für die Wolgakolonisten wurde 1866 aufgehoben, die Kirchen und Schulsachen 1876 ihnen auch noch entzogen und das Kontor völlig aufgelöst. 1874 fiel das letzte Vorrecht der deutschen Kolonisten: die Freiheit vom Militärdienst und von Einquartierungslasten. Nur den Mennoniten war noch eine Ausnahme gestattet.

Schon dieser Überblick zeigt, daß die russische Krone von zwei Gesichtspunkten in all ihrem Handeln beherrscht wurde: sie erstrebt durch die Siedlung eine Förderung des ganzen Reiches, streckt die Kosten zwar vor, holt sie aber wieder von den Siedlern heraus; ihr Verhalten zu den Kolonisten ist einzig von diesem letzten Gesichtspunkt beherrscht. Andererseits betrachtet sie die Eingliederung der eingewanderten Ausländer in ihr Reich und dessen Einrichtungen als das letzte Ziel ihres Unternehmens. Rückblickend darf man sagen, daß sie nie

im Ernst an eine kulturelle Selbständigkeit der deutschen Kolonien gedacht hat.

II. Die innere Verwaltung

Wie steht es aber mit dem Versprechen dieser Selbständigkeit in der inneren Verwaltung? Im sechsten Abschnitt des zweiten Manifestes heißt es im fünften Absatz: „Wir überlassen denen sich etablierten ganzen Kolonien oder Landflecken die innere Verfassung der Jurisdiktion ihrem eigenen Gutdünken, solchergestalt, daß die von Uns verordneten obrigkeitlichen Personen an ihren inneren Einrichtungen gar keinen Anteil nehmen werden; im übrigen sind solche Kolonisten verpflichtet, sich Unserem Zivilgericht zu unterwerfen.“ In den Ausführungsbestimmungen vom 19. März 1784 wird dementsprechend die Bildung von verschiedenen Behörden für die Selbstverwaltung vorgesehen. Diese sollten von den Kolonisten vorgeschlagen und von der Krone bestätigt werden, und zwar für den kleinen Bereich einer Gemeinde oder eines ganzen Kreises.

Die Kolonisten haben dem entsprochen und in jeder Gemeinde einen Gemeindevorsteher (Schulzen) bestellt. Für einen Kreis hatte das höchste Amt der Obervorsteher (Ober-schulze). Die Gehaltenheit in der Sitte der Heimat war so groß und stark, daß die Regierung eines Gemeindevorstehers allezeit unumschränkt war. Ihm zur Seite stand die „kleine Gemeinde“: Vertreter der angesehensten Geschlechter. Letzte Entscheidungen wurden auf der Gemeindeversammlung getroffen und besprochen.

Volle Freiheit genossen die Kolonisten in bezug auf den Glauben. Es bildeten sich evangelische und katholische Kirchspiele. Die gottesdienstliche Sprache war die deutsche. Schon dadurch war eine Gewähr für die nationale Erhaltung gegeben. Von der Kirche aus wurde die Einrichtung und Erhaltung der deutschen Schule betrieben.

Aber das waren nur geringe Anfänge eines nationalen Sonderdaseins. An der Regierung wäre es nun gelegen gewesen, diese Anfänge zu fördern und zu schützen, um ein ordentliches Gebilde deutscher Kultur heranwachsen zu lassen. Hier muß nun gesagt werden, daß die Regierung ihr Wort gebrochen hat. Schon im April 1789 erließ sie eine „Instruktion“ für die Wolgakolonisten, die alle Hoffnung auf eine Pflege der Eigenart deutschkolonistischen Lebens jäh zerstörte und nur Instrumente zum Niederhalten eines Eigenlebens und zum Herauspressen der Kronschulden schuf. Die ersten zwei Abschnitte dieser Instruktion beschäftigen sich mit Kirche und Geistlichkeit, ein dritter mit schweren Verbrechen, die der Gerichtsbarkeit der Kolonisten entzogen werden. Dann kommen im vierten Abschnitt 16 Paragraphen über Wahl und Befugnisse der Vorsteher; 26 Paragraphen des fünften Abschnitts handeln von der Landespolizei, der sechste Abschnitt von der Landwirtschaft und der letzte von Strafen (15 Paragraphen).

An der Spitze des Dorfes stand danach der Gemeindevorsteher, der auf ein Jahr gewählt wurde

und Polizeigewalt und Gerichtsbarkeit in einer Person vereinte. Sein Amt versteht die Instruktion dahin, daß er jeder Verschwendung zu wehren, Mäßigkeit, Nüchternheit, Sauberkeit, Gehorsam in allen Dingen den Kolonisten beizubringen hat.

Die „Instruktion“ will auf diese Weise bis ins kleinste hinein das gesamte Leben und Treiben der Kolonisten erfassen und regeln. Es bleibt kaum noch eine Möglichkeit freier Bewegung, wenn die Vorschriften alle eingehalten werden. Mag manches darin den Sitten der Kolonisten selbst abgelauscht sein oder anderes ihre Erziehung zur Landwirtschaft im Auge haben — aufs Ganze gesehen, bedeutet die kaiserliche Instruktion eine Einmischung in die Selbstverwaltung des Eigenlebens der deutschen Kolonisten an der Wolga.

Die einzige Freiheit wird den Kolonisten auf dem Gebiete der Kirche und der mit ihr zusammengehörenden Schule gewährt.

Diese Lockerung des sonst unerbittlichen Zwanges bedeutet jedoch kein Entgegenkommen der Krone, sondern nur ein Sichdrücken vor finanziellen Verpflichtungen auf diesen beiden Gebieten: der Unterhalt der Schule wie der Kirche fiel den Kolonisten neben den sonstigen Abgaben an die Krone ganz zu Lasten. *Веню* hat die Regierung, was sie nur herausholen konnte, gegeben hat sie außer hochverzinslichen Vorschüssen gar nichts.

Im Jahre 1800 wurde diese Instruktion umgearbeitet und galt nun bis zur Einführung der allgemeinen Bauernordnung. Diese neue Instruktion sieht eine Dorfsversammlung und ein Kolonienamt vor. Zur Dorf- und Gemeindeversammlung hatte jeder Hausvorstand Zutritt. Zuständig war diese Versammlung für Fron, Steuerverteilung auf die Höfe, Wahl der Gemeindediener, Haushalt, Entlassung der Gemeindeglieder in andere Stände (zum Studium), Ausschluß aus der Gemeinde. Die große Macht des Vorstehers ist hier also demokratisiert.

Ihm verblieb das Kolonienamt, in dem er seine Befugnisse mit den Beisitzern und dem Dorfschulzen teilte. Die Polizeigewalt verblieb ihm auch jetzt noch. Er unterstand dem Oberschulzen, das ist dem Vorsteher eines ganzen Kreises. Die Gesetze der Regierung hatte das Dorfamt bekanntzugeben, wie es auch für die Finanzen der Gemeinden verantwortlich war.

Entsprechend dem Dorfamt waren die Befugnisse des Obervorstehers oder Kreisamtes geregelt. Alle beamteten Personen in diesen Dorf- oder Kreisbehörden waren selbstverständlich Kolonisten, also Deutsche. Eine höhere Stufe der Selbstverwaltung hat es leider nie in den Kolonien gegeben: gleich nach dem Kreisamt kam die Kronbehörde, das „Kontor“, oder schon die allgemeine russische Behörde.

Auch die Kirchen und Schulangelegenheiten haben nur einmal, und auch das nur für ganz kurze Zeit, eine Selbständigkeit und eine Zusammenfassung im Saratower Evangelisch-Lutherischen Konsistorium unter Zepfler (1822 bis 1832) erhalten, dann wurden die Kolonien an der Wolga wieder in den allgemeinen Topf geworfen und durften ihre Eigenart weder entwickeln, noch auch pflegen.

1871 kamen die Wolgakolonisten unter die allgemeinerussische Bauernordnung und verloren die

letzten Reste einer Selbstverwaltung nationaler Art. Nur noch unter der Hand, in einem zähen Beharrungswillen, lebte deutsche Sitte, deutsche Sprache, deutsche Art fort. Die neuen Einrichtungen der russischen Bauernselbstverwaltung besaßen ja die Wolgakolonisten schon ein Jahrhundert lang. Wenn auch die Befugnisse der Kreis- (Wolost-)ämter größer waren, in den deutschen Kolonien blieb alles beim alten Brauch. Wo die neuen Instruktionen Nutzen bringen konnten, wie auf dem Gebiet der Schule, wurde von den russischen Beamten die Initiative als unerwünscht niedergehalten oder unterdrückt. Deutsche Schulen gab es überall, aber eine gesetzliche Grundlage hatten sie so wenig, wie es eine Lehrerausbildungsstätte gab.

Die Staatsaufsicht war nun sehr streng. Über den Kreis (im russischen Sinn: *Уезд*) ging die Staatsgewalt zum Gouverneur hin, dessen Befugnisse unumschränkt waren. Zum Glück war er weit vom Schuß. Um so härter lag die Hand der *Исправник* auf den Kolonisten. Die russische Bauern- und Landschaftsordnung von 1871 gab den Russen eine gewisse freie Selbstverwaltung in der Einrichtung der *Семство*. Hier konnten die Vertreter der Dorfgemeinde mitbestimmen über Wegebau, Armen- und Gesundheitspflege, Staatssteuer und ihre Verteilung, sowie über das Schulwesen. An sich wären die *Семства* die Stätten gewesen, durch die sich der Kulturwille der Deutschen normalerweise hätte durchsetzen können. Es konnte jedoch davon keine Rede sein, weil die Kolonien auf zwei Gouvernements und auf eine Menge Kreise (*Уезд*) verteilt und dadurch in eine nichtsfagende Minderheit gedrängt waren, die sich den Lösungen der russischen „Patrioten“ gegenüber nicht behaupten konnte. So ist auch auf diesem Gebiet den deutschen Kolonisten an der Wolga nicht zu ihrem Eigenleben verholfen worden.

Der letzte Abschnitt der Zarenzeit ist durch das reaktionäre Regime Alexander III. gekennzeichnet. Alle vorhandenen Freiheiten der bäuerlichen Selbstverwaltung wurden beschnitten und der Bauer der administrativen und gerichtlichen Gewalt des „*семский Натсхалник*“ ausgeliefert, der Kreis- und Gouvernementsbehörde vertrat und alle Befugnisse des Staates gegenüber dem Dorf und Kreis in sich vereinigte. Wenn der „*семский Натсхалник*“ gewollt hätte, so wäre der letzte glimmende Funke deutschen Lebens an der Wolga bald verloschen. Aber die unumschränkte und selbstherrliche Macht war Menschen gegeben worden, die ihres Amtes meist mit schlechtem Gewissen walteten. So ging das Leben doch seinen Gang weiter, ohne daß es wesentlich durch die ihnen in den Weg geworfenen Blöcke gelitten hätte. Aber der Zündstoff einer Volkserhebung war in einer gefährdrohenden Weise angewachsen. Der Weltkrieg schien zunächst alle anderen Fragen zurückgedrängt zu haben. Aber sein für Rußland so trauriger Ausgang brachte alle niedergehaltenen und zurückgestellten Wünsche wieder in Bewegung.

III. Versuche der Verselbständigung

Auch in den deutschen Kolonien an der Wolga ging man daran, nach den Zeiten der Kriegsbege

und Unterdrückung alles Deutschen ein eigenes kulturelles deutsches Gebilde zu formen. Im April 1917 fand eine Versammlung von 386 Bevollmächtigten aller Kolonisten in Saratow statt, auf der die Forderung der Gleichberechtigung und der nationalen Selbstbestimmung aufgestellt wurde. Alle Pläne wurden jedoch durch den bolschewistischen Umsturz November 1917 über den Haufen geworfen. Zwar versuchte eine Abgeordnetenversammlung Ende Februar 1918 in Warenburg die Wolgakolonien als deutschen Freistaat in den neuen russischen Bundesstaat einzugliedern, wobei weitgehende Autonomie gewährt werden sollte — aber der Bolschewismus ging über derartige „bürgerliche“ Pläne selbstverständlich hinweg. Zu Propaganda-

zwecken ließ der Bolschewismus allen Völkern Rußlands die nationale und kulturelle Selbstbestimmung versprechen. Auch die Wolgadeutschen bekamen April 1918 ein „Kommissariat“. Aber dessen Hauptaufgabe bestand in der Bolschewisierung der deutschen Kolonisten, nicht in deren Vertretung vor den Kremlherrschern. Als das erste Ziel, die Bildung von Dorf- usw. Räten, erreicht war, gingen die Bolschewisten dazu über, ihre Macht an der Wolga zu verfestigen: Oktober 1918 wurde dem deutschen Wolgagebiet die Autonomie gewährt und das neue Gebilde als „Arbeitskommune des autonomen Gebiets der Wolgadeutschen“ der Räteunion eingegliedert. Das Schicksal der Wolgadeutschen in der Räteunion seit dem Oktober 1918 ist bekannt.

Das Wolgadeutschtum in Sibirien

Von J. Stach

Das Wolgadeutschtum hatte sich in ganz Sibirien früher und stärker verbreitet als irgendeine andere Gruppe des Rußlanddeuschturns. Unter rund 100 000 Deutschen in Sibirien mag es an die 40 000 Wolgadeutsche gegeben haben. Das Schwarzmeer- und Wolhyniendeuschturn bildete zusammen knapp etwa zwei Dritteile, während das Kaukasusdeuschturn kaum und das baltische nur in der Person einiger, in Städten wohnender Pastoren, Literaten und Beamten vertreten war. Die Ursachen der starken Vertretung des Wolgadeuschturns in Sibirien lagen einesteils in seiner geographischen Lage: es bildete den am weitesten nach Osten hervorgeschobenen Flügel, andernteils in seinen sozialen Verhältnissen: die Wolgakolonien wiesen als die ältesten, am stärksten bevölkerten und im Gegensatz zu den übrigen mit dem russischen Mirsystem belasteten deutschen Siedlungen im europäischen Rußland die größte Zahl von Landlosen auf. Ein Teil von ihnen fand in den leeren Steppen Sibiriens ein Feld für seine landwirtschaftliche Betätigung. Lange vor der auf Grund des Agrargesetzes von 1910 durch den Ministerpräsidenten Stolypin einsetzenden Siedlungsreform befanden sich viele Pioniere des Wolgadeuschturns in den Steppengebieten Westsibiriens, die in verschiedenen Fällen erst jetzt entdeckt und der Welt zur Kenntnis gebracht wurden. So bestanden bereits im Anfang der 90er Jahre zahlreiche von Wolgakolonisten bewohnte Siedlungen, wie z. B. die älteste und größte, das 1893 gegründete *) *Alexandrowka* mit 1700 Einwohnern (1920), das zweitälteste *Warenburg* (Privalnaja), gegründet 1894 *), mit gegen 700 Einwohnern: der größte Teil Wolgadeutsche, aber auch Schwarzmeer- und Wolhyniendeutsche, und *Nowinka* mit ebenfalls 700 Einwohnern (1920), gegründet 1895 *) usw.

Die genannten Dörfer lagen im Gebiet *Ämolinsk* und neigten nach *Dmsk*. Sie waren wie Rosen auf der sibirischen Heide allmählich aufgeblüht. Sie, die bisher Klein waren, erhielten durch die Stolypinsche

Kolonisation in dem Maß einen Zuwachs, als Siedlungsland in ihrer Nachbarschaft vorhanden war, und dieser Zuwachs rekrutierte sich nun zufolge der landsmännischen Anziehungskraft größtenteils aus dem Wolgadeuschturn, wenn auch die anderen Gruppen vertreten waren, wie z. B. in *Warenburg*, wo sich wohl die größte Zahl von Schwarzmeer- und Wolhyniendeutschen zu den Wolgadeutschen gesellt hatten.

Das größte Dorf in der Umgegend von *Slawgorod* (40 Werst entfernt) war *Podosnowa*. Hier wohnten schon vor 1890 einige wolgadeutsche Bauern und führten in unendlicher Einsamkeit einen verzweifelten Kampf um den Absatz ihrer reichlichen Produkte. Sie mußten ihren schönen Weizen 200 Werst weit bis *Kamenj* fahren, denn die Stadt *Slawgorod* war damals noch ein kleines unbedeutendes Dorf. Nicht einmal die für die Fahrt aufgewandte Zeit und Mühe wurde ihnen für den Weizen bezahlt. Aber ganz ohne Geld kann der Bauer nun einmal nicht sein, schon der Steuern wegen, die von ihm verlangt werden. Außerdem braucht er ja schließlich auch Ackergeräte, Kleider und einiges andere. Doch die zähen Menschen hielten aus und lebten sich auf dem billig von Kirgisen erworbenen oder gepachteten Lande ein, bis nach 1910 ihre Landsleute in großer Zahl einrückten, sie entdeckten und sich von der Regierung auf Grund des neuen Agrargesetzes 15 *Deßjatinen* pro männliche Seele auf der entsprechend erweiterten Dorf- flur zumessen ließen. So wuchs die Bevölkerung des Dorfes in ganz kurzer Zeit bis weit über 1000, ja bis nahezu 2000 Seelen heran. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung hielt die Hebung des Wohlstandes ungefähr gleichen Schritt. Als der Unterzeichnete 1920 Pastor in *Slawgorod* wurde, war *Podosnowa* eines der wohlhabendsten Dörfer des Riesenkirchspiels mit seinen zerstreut liegenden 66 Predigtorten auf einem Gebiet, das dem damaligen Deutschen Reich etwa gleichkam.

Die bereits erwähnte landsmännische Anziehungskraft hat in unmittelbarer Nähe von *Podosnowa* noch einige ziemlich große, ganz oder teilweise von Wolgadeutschen bewohnte Dörfer vor 1910 ent-

*) Vergleiche Dr. Helmut Anger: Die Deutschen in Sibirien. Berlin W und Königsberg/Pr., 1930.

stehen lassen, so z. B. Kamysch und Scholtinka, die um 1900 herum bereits je 200 Seelen zählten, sowie Marianowka mit 100 Seelen, während Podsofnowa um jene Zeit bereits auf 800 Seelen herangewachsen war. Solche oder eine ähnliche Entwicklung hat sich an verschiedenen Orten West- und Ost Sibiriens abgespielt.

Der Staat war der ausschließliche Besitzer des freien sibirischen Landes. Staatseigentum und „Kabinettland“, wie das der Krone gehörende Land genannt wurde, war nicht bloß das leerstehende, sondern auch das von alteingesessenen Sibiriern bereits besiedelte, sowie das Weideland der nomadisierenden Kirgisen. Letzteren wurden jedoch wesentlich erhöhte Sonderbesitzrechte auf das Land zugebilligt, so daß der Übergang eines Teiles ihrer Ländereien in die Hände der Übersiedler die kirgisischen Wirtschaften nicht zugrunderichten konnte. Sie behielten so viel Land übrig, als die Durchschnittsgutsbesitzer in den russischen Gouvernements der Schwarzerdzone hatten. Die Kirgisen behielten im Kreise Akmolinsk 85 bis 286 Desjatinen je Kibitka (Nomadenwagen), im Kreise Omsk 77 bis 204 Desjatinen je Kibitka und in demselben Ausmaß auch im Kreise Barnaul (Slawgorod). Zu den wenigen Ländereien, die nach dem Gesetz verkauft werden durften, gehörten die Offiziersanteile im Gebiet der Zehn-Werst-Zone des sibirischen Kosakenheeres. Noch 1909 wurde dieses Land in der Nähe der Eisenbahn für 40 bis 60 Rubel für die Desjatine, 1912 aber schon zu 80 bis 100 Rubel verkauft. Entsprechend stiegen auch die Werte des Kirgisenlandes, sowie natürlich der Landbesitz der Deutschen, der aber als vom Staate zugeteilt nur in ganz beschränktem Maße mit staatlicher Genehmigung an andere Kolonisten verkauft werden durfte.

Tief religiös und kirchlich, fanatisch deutsch, wenn auch ohne jegliche äußere Geste schon aus Rücksicht auf den russischen Chauvinismus, unbeugsam ehrlich, mehr als bescheiden und anspruchslos den Bequemlichkeiten des Lebens gegenüber, unendlich zäh und fleißig in der Landarbeit — diese hervorragendsten Eigenschaften des Rußlanddeutschtums drückten dem Sibiriendeutschtum in seiner primitiven Lebensweise vielleicht den reinsten Stempel auf, und daran hatte das Wolgadeutschtum sicher ein hervorragendes Verdienst.

Daß sich stets mehr oder weniger zahlreiche Vertreter anderer Gruppen des Rußlanddeutschtums unter die Wolgadeutschen mischten, wirkte sich nicht immer segensreich für die Gesamtheit aus. So zählte man in Podsofnowa 18 russische Gouvernements, aus denen sich hier im Laufe der Zeit deutsche Kolonisten angesiedelt hatten. Wer von der bäuerlichen Engherzigkeit und Eigenbrödelei der Kolonisten in Rußland eine Vorstellung hat, wird es nicht als Verleumdung ansehen, wenn hier bemerkt wird, daß es unter einer so buntschweifigen Schar nicht immer friedlich zuging. Das machte sich sogar auf kirchlichem Gebiet geltend. Jeder wollte, daß die Choräle nach seiner Melodie gesungen, der Gottesdienst, die Beerdigung usw. nach seinem Heimatbrauch abgehalten würden. Wenn auch im ganzen die Sitten und Gebräuche der Wolgakolonisten sich behauptet hatten, so war es doch mitunter zu ganz eigenartigen Kompromissen gekommen. Beim

Hinaustragen einer Leiche auf den Friedhof mußte z. B. unbedingt das Paul Gerhardt'sche Neujahrslied „Nun laßt uns geh'n und treten“ gesungen werden.

Zu den sympathischen kirchlichen Sitten des Wolgadeutschtums in Podsofnowa gehörte das Begrüßen des Pastors bei seiner Ankunft im Dorf. Auf dem Hofe des Bauernwirtes, der den Pastor ins Quartier genommen hatte, wurde dieser mit einem Choral oder sonstigem geistlichen Lied von zahlreichen Gemeindegliedern begrüßt und ebenso verabschiedet. Die männliche Jugend ritt ihm entgegen, und diese Kavalkade begleitete ihn ins Dorf hinein und auch wieder hinaus. Dabei legten Ross und Reiter eine imponierende Gewandtheit an den Tag: es ging mit echt sibirischer Schnelligkeit auf den behenden Pferdchen voran, und doch ist in vier Jahren bei je sechs bis sieben Pfarrbesuchen kein Unfall vorgekommen.

Um das sibirische Wolgadeutschtum noch etwas näher zu schildern, verweile ich gern bei Podsofnowa, weil mir dieses Dorf, als zu meinem Kirchspiel gehörig, besser bekannt geworden ist als die anderen.

Podsofnowa heißt „Unter den Fichten“ (das russische Wort „Sosna“ heißt Fichte, „pod“ unter). Der Ursprung des Namens ist darin zu suchen, daß auf einer Anhöhe in der Nähe des Dorfes einige Fichten standen, die in der endlosen, ebenen und fast unbesiedelten Steppe Westsibiriens wie jede Baumgruppe schon von weitem angenehm ins Auge fielen. Übrigens gibt es auch am Wolgaström eine Kolonie gleichen Namens.

Die Häuser von Podsofnowa waren, wie auch in Slawgorod und an allen anderen Orten, entweder aus Holz oder aus Lehm gebaut. Das Dorf hatte vier Straßen, in der Mitte am Marktplatz ein großes hölzernes Bethaus, das zugleich als Gemeindehaus und Schule diente, einen hölzernen Glockenturm mit drei Glocken, wovon eine als Schulglocke diente, ein Gebietsamtshaus für mehrere Kolonien gemeinsam, eine russische mehrklassige Elementarschule und verschiedene Kaufläden.

In Podsofnowa wie auch in den nahegelegenen anderen Kolonien gab es Bruderversammlungen. Diese „kirchlichen Brüder“, wie sie sich nannten, waren zum weitaus größten Teil ernste Christen von tiefer Einsicht und reicher Lebenserfahrung, die in allem Guten stets vorangingen. Anfänglich etwas scheu und mißtrauisch dem neuen Pastor gegenüber, schlossen sie ihn sofort tief ins Herz, wenn sie merkten, daß er nicht das Seine, sondern das der Gemeinde suchte. Dann traten sie fest für ihn ein und waren — wie das dem wolgadeutschen Volkscharakter entspricht — treu wie Gold. Ich habe von manchem unter ihnen Ansprachen und Vorträge gehört, die mich und andere tief erbauten. Wie die sadistische tschechische Mordgier sich austobte und wie Podsofnowa ausgeraubt und seine Einwohner an den Bettelstab gebracht wurden, habe ich in meinen zwei Büchern „Meine Feuer-taufe“ (St. Gallen, 1924) und „Das Deutschtum in Sibirien, Mittelasien und im Fernen Osten“ (Stuttgart, 1938) geschildert.

Trotz all der unfäglichen Leiden haben diese Gemeinden vielleicht noch entschiedener, ver-

bissener und zäher um ihre heiligsten Güter gekämpft und gerungen, als die anderen. Noch im Jahre 1929 liest man aus den Berichten heraus, daß sich die Sowjets all der Schulen bemächtigten, die das Deutschtum immer wieder unter Drangabe ihrer letzten Kraft und Mittel aufs neue ins Leben rief. Wir lesen von der einzigen landwirtschaftlichen deutschen Fachschule, die sich in Podsolnowa befand, daß sie im Jahre 1928/29 von 78 Schülern besucht wurde, von denen — nach Angabe von sowjetistischer Seite — 16 von Batraken (Landarbeitern), 27 von Urbauern, keiner von Kulaken und sieben von Mitgliedern der Kollektive abstammten. Über die Ausstattung der Bauernjugendschule mit Lehrmitteln wurde geklagt („Deutsche Post aus dem Osten“, Sept.-Heft 1929).

Wenn wir im Nachstehenden ein Verzeichnis der westsibirischen deutschen Ortschaften aufstellen, die ausschließlich oder überwiegend von Wolgakolonisten bewohnt waren, und ihre Seelenzahl nach Angabe der Sowjetbehörden auf Grund der Volkszählung vom 17. Dezember 1926 folgen lassen, so muß dabei bemerkt werden, daß vielleicht Irrtümer unterlaufen sind, weil es mir nicht immer möglich war, genau festzustellen, ob eine überwiegende Mehrheit von Wolgadeutschen auch tatsächlich in der Ortschaft vorhanden war. Sollte jemand aus der Lesergemeinde imstande sein, etwaige Fehler zu verbessern, so würde er uns zu Dank verpflichten.

Kreis Glawgorod: Malyschewka (Blumental) 192, Wyssokije Griwy 177, Podsolnowa 1547,

Woltschi Rakit 263, Ramysch 582, Marianowka 391, Antonowka 98, Hoffental 842, Rosental 536, Raigorod 240, Swonarew Kut 234, Granitschnaja 434, Wysokeje 336, Jamburg 300, Baslawina 507, Scheltinka 356, Samschowka 239, Rana 213, Jamka 492, Samara und Chutor Samara 337.

Kreis Dmsk: Priwalnaja (Warenburg) 671, Trubezkoje 488, Zwetnopolje (Blumenfeld) 606, Swonarew Kut (Stahl) 809, Sosnowka (Schilling) 972, Nowinka 573, Alexandrowka 1676, Popowka (Jost) 470, Mirnaja Dolina (Friedental) 403, Alexandrowka (Koschkul) 50, Jost (Popowka) 66, Krasnojarka 548, Jablonowka 217, Neu-Skorowka 579, Jominka 362.

Kreis Rubzowka: Blumental (Noworosiski) 396, Sarator 543, Samara (Dönhof) 926.

Gouvernement Akmolinsk: Skworzowa 168, Furmanskoje 175, Usanowo 180, Friesenowski 156, Barabowskoje 173, Alexandrowka 180, Lominskaja 485, Nowo-Ussensk 741, Kellerowka 525, Zinejewka 701, Njemezkoje 357, Koshdestwenskoje 950, Romanowskoje 1045, Majorowskoje 1100, Baronskoje 604, Carepta 265, Dolinskije 1869, Nowousinskije 212, Sarator 105, Samarkandskoje 748, Krasnokudskoje 316, Nowokronschatskoje 535, Woljskoje 315, Pawlowskoje 685.

Gouvernement Semipalatsinsk: Awakumowka 369, Marienburg (Kynki) 1184, Jwanowskoje (Hanowka) 266, Friedental 340, Sosnowskoje 332, Drlowskoje 364, Peremonowskoje 1057, Nikolajewsk 749, Schönfeld 174.

Wie ich zur Wolga fand

Von Josef Ponten

Ich bin weder an der Wolga geboren — ich bin sogar im Wohnraume der Deutschen möglichst fern der Wolga geboren, im westlichen Auslande, in Belgien, im heutigen Zwangsbelgien —, noch hatten mich früher Beziehungen verwandtschaftlicher oder irgendeiner Art nach Rußland geführt. Mit Ausnahme vom Ereignis des Krieges, wo ich die lange Linie von Riga bis Kiew kennenlernte, aber im Kriege lernt man ein Land nicht wahrhaft kennen. Wir Menschen im Westen hörten von früh auf den Ruf des Westens. Die Kulturdichte des Westens verlockte schon den Gymnasiasten eines Kaiser-Karl-Gymnasiums zu Wanderungen und Fahrten in Belgien und Holland, den jungen Studenten der Technischen Hochschule in Aachen zu Studientreisen in Frankreich und England. Rußland, das war ein sehr entlegenes Land, man hörte auch, daß in Rußland als dem einzigen Lande der Welt der Reisende im Besitze eines Passes sein mußte, man hätte nie daran gedacht, die Sprache dieses Landes zu lernen. Man lernte aber außer Französisch und Englisch das Italienische im Hinblick auf die Italienreise, die man sobald wie möglich antreten würde, und war auch der Erdkunde hold als dem Mittel, wenn man in der Fremde sein würde, sich nicht von ihr überwältigen zu lassen, vielmehr sie zu greifen im Be- „greifen“.

Ich hatte im Jahre 1912 auf dem Soudsowielten Internationalen Geographenkongreß in Rom von den Ergebnissen einer bescheidenen geologischen Erforschung der Strofadeninseln berichten dürfen und behielt seitdem diese Kongresse im Auge. Im Jahre 1925 lud man nun zwar nicht zu einem Internationalen Kongreß der Geographen, aber zu einem der Limnologen, das ist der Geographen, die sich mit den Lebenserscheinungen in Seen und süßen Wassern beschäftigen, nach Rußland. Und nicht etwa nur nach Petersburg und Moskau, sondern an die Wolga und vielleicht weiter.

Für ein gelehrtes Zusammensein der Kenner des süßen Wassers war ich wenig geeignet. Ich hatte zwar zur Wissenschaft vom Leben im Wasser eine Kleinigkeit beigetragen, aber die im Mittelmeer entdeckte fossile Koralle „rhodischer Stufe“ war doch ein Lebewesen des Salzmeeres gewesen; doch wußte ich, wie man sich unter Gelehrten zu benehmen hat, und jedenfalls störte ich nicht.

Die russischen „Kollegen“, wenn ich denn also reden darf, stille Gelehrte der alten Wissenschafterschule und feine Menschen, waren zu höflich, mit mir eine Prüfung zu veranstalten, zumal ich eifrig die Vorlesungen anhörte über die biologische Reinigung der Abwässer von Moskau wie über

das großartig-ungeheure Leben der Fische in der Wolga.

Von den Menschen an der Wolga wußte ich nichts.

Der Kongreß war ein Wanderkongreß, eine Gelehrtenrepublik auf Reisen, wie man früher gesagt haben würde, er ging den großen Weg von Petersburg über Moskau nach Saratow an der Wolga und die untere Wolga hinunter nach Astrachan am Kaspischen See. Die russische Regierung vertrat die Ansicht, die Wissenschaft habe sich nicht mit Theorie zu befassen, sondern nur praktische Arbeitsziele zu verfolgen; der Kommissar für Volksaufklärung, Lunatscharski, hielt uns in vollendetem Französisch eine törichte, rührend flache Rede dieses Sinnes. Insbesondere kam es den Räten darauf an, die Lebensmittelaus schöpfung eines der fischreichsten Ströme der Welt, Wolga, zu vergrößern.

Von den Menschen, insbesondere von den Deutschen an der Wolga, wußte ich nichts.

Da, eines Abends, der „Rote Oktober“ war am Nachmittag von Saratow südwärts abgegangen — während der Kongreß in der gutgehaltenen ersten Klasse des geräumigen Wolgadampfers sich erging oder „Rheinwein“, den deutsche Winzer hinter dem Kaukasus machen, trank, stieg ich ins Unterschiß hinunter. War das Fahrzeug oben geräumig-leer, so unten gedrängt-voll, alle Völkerschaften, die die Schwelle Asiens, die Ufer des gewaltigen Stroms, bewohnen, waren wohl vertreten unter den Menschen, die da auf dem schmutzigen Fußboden lagen, schliefen, murmelten, laut und gesund schnarchten oder leise und schwermütig in ihren Sprachen sangen: Russen, Tataren, Wolgasinnen, Kirgisen, Kalmücken, Sibirier. Und Deutsche.

Denn da wurde ich plötzlich auf deutsch angesprochen. Zwei Deutsche standen im Halbdunkel, und sie sagten: „Seid Ihr ein Deutschländer?“ Ich bestätigte das, und sie sprachen weiter: „Wir haben uns sagen lassen, viele von den fremden Männern in der ersten Klasse sind Deutschländer.“ Ich bestätigte das wiederum und fügte hinzu, es seien auch Engländer, Japanländer, Holländer, Ungarländer, Österreicher, Franzosen, Männer aus Schwedenland und aus anderen Ländern unter uns. — Ob ich ein Lehrer sei? — Ich sei der Doktor so und so. — „Arzt?“ — „Nein.“ — „Aha, nur Professor.“ Sie stellten sich vor, der eine als „Schulmeister“, der andere als Agent. Er besorgte die Einkäufe fürs Dorf in Saratow. Ich machte ihnen klar, daß ich nicht einmal ein Professor sei, sondern „nur“ ein Schriftsteller, ein Mann, der Bücher schreibe und so . . . — „Aha, ein Schreiber!“ An der Wolga haben die Worte noch ihre erste Bedeutung.

„Herr Deutschländer“, sagte der Schulmeister, „wir sind viele Deutsche hier an der Wolga. Aber wir haben das Gefühl, daß man in Deutschland nichts von unserem Dasein weiß.“ — „Viele seid ihr?“ — „Mehr als eine halbe Million in über hundert Kolonien.“ — „Nein, das weiß man freilich nicht, ich nicht und ganz gewiß kaum einer . . .“ — „Kommt zu uns, seht euch bei uns um, und dann schreibt von uns in eine Zeitung oder in ein Buch, damit die Deutschländer von uns etwas er-

fahren. Denn wir glauben, wir sind vergessen dahier in Rußland und an der Wolge.“ — Wolge sagten sie.

Da fühlte ich mein Schicksal mit dem Finger mir auf die Schulter tupfen.

Ich überlegte einen Augenblick, dann rief ich: „Ja, ich komme! In einigen Wochen!“

Die Männer waren enttäuscht. „Warum nicht gleich? Steigt mit uns aus um Mitternacht! Wir führen euch in unsere Kolonie!“

Ich machte ihnen klar, daß ich die gelehrte Gesellschaft nicht ohne weiteres verlassen könne, man habe sich noch mit allerhand zu beschäftigen, mit dem Leben der Fische in Wolga und Kaspis und mit dem Fischfang an der Küste des Kaukasus. Die Männer schienen das für eine Ausrede zu halten. Ich wiederholte, ich könne mich jetzt nicht aus dem Kreise davonmachen, man wolle bis an die persische Grenze gelangen und über die Türkei nach Europa zurückkehren . . .

Obgleich auch ich das hatte tun wollen, so stand es bei mir schon fest, es nicht mehr zu wollen, sondern zu diesen Männern zurückzukommen. Ich sagte es, aber sie schienen es nicht recht zu glauben. Ich gab ihnen die Hand und das Wort.

Das ging alles ein wenig heimlich vor sich, im Halblicht einer Kerze im Unterschiß zwischen Paketen von schlafenden Menschen. In Rußland weiß man sich beobachtet und ist vorsichtig. Die Männer nannten mir noch die Lände, den „Pristan“, wo sie um Mitternacht aussteigen würden, ich prägte mir den russischen Ortsnamen ein (und schrieb ihn mir später unbeobachtet irgendwo auf). Dann trennten wir uns. Der Schulmeister kam später ins Oberschiß herauf, ich setzte ihm „Rheinwein“ vor, aber er fühlte sich unbehaglich. In der Nacht, an einem einsamen leeren Pristan, vor einem fahlen weißlichen Steilhang sah ich die zwei Männer aussteigen und im Dunkel das Bergufer hinangehen . . .

Wir fuhren südwärts. Wir fingen Fische; wir aßen Kaviar, den die Russen Jkträ nennen, schwarzen und roten, zu allen Mahlzeiten, tönchentweise, bis wir seiner überdrüssig wurden, wir sahen die Kalmücken beim Fischfang; wir hörten großartige Vorträge der unterrichteten russischen Limnologen über die Fischparadiese und Gärten lebenden Fleisches in Wolga und Kaspis, ich saß mühsam still dabei und tat im ganzen etwas für meine Bildung. Aber immer dachte ich an die zwei Männer und an den einsamen Pristan Uch. vor einem nachbleichen Steilufer des Stromes.

Die Gelehrtenrepublik auf Reisen begann sich aufzulösen. Die einen begaben sich in die Sümpfe und Lagunen des riesigen Wolgadeltas, wo zwischen übermannshohem „Kamysch“-Gestängel Lotosblumen schaukeln, die anderen reisten in die Kirgisensteppe auf dem asiatischen Ufer des Stromes, um das Wachsen der Jahresborke auf den Salzseen zu studieren. Wir gesellten uns zu der Gruppe, die über den Kaukasus nach Georgien ging.

In Tiflis, der ersten größeren Stadt Asiens, die wir betraten, war es sehr heiß; die Menschen krochen wie Fliegen entlang den Häusern. Auch ein schwerer politischer Druck lag auf Tiflis, die Bol-

schewiken hatten eben einen georgischen Aufstand niedergeschlagen . . .

Hier entfernten wir uns, meine Frau und ich, von unserer Gruppe. Es gab Leute in ihr, die uns hatten bange machen wollen. Aber da war ein Versprechen gegeben, und ich wäre auch ohne das gereist. Ich wollte die Wolga wiedersehen. Ich wollte die deutschen Kolonien all dort kennenlernen. Die Reise ins deutsche Wolgaland schien mir verlockender als die durch die Türkei.

In einer Nacht fuhren wir mit der Bahn nach Batum ans Schwarze Meer. Mit unendlichem Regen empfing uns diese Landschaft, in der ein für Europa einmaliges japanisches Monsunklima Lee und Reis wachsen läßt. An der wetterdüsteren Küste von Kolchis reisten wir auf einem peinlich überfüllten Dampferkahn (die großen Schiffe der Schwarzmeerflotte hatte Wrangel mitgenommen; sie lagen in Bizerta in Algier und faulten) über einen höchst ungasflichen „Pontos Eugeinos“ bei schwerer See nach Norden und kamen nach dem von Zement weißen Hafen von Noworossik. Wir bestiegen die Bahn und fuhren zwei Tage über „Katharinengeschenk“, Jekaterinodar, durch die leere Kubansteppe nach Zarizyn, das heute Stalingrad heißt. Da standen wir abends wieder an der Wolga.

Nachdem wir die Gelegenheit benützt hatten, uns auch in der russischen Tugend der Geduld zu üben, kam ein „rotes“ Schiff der Wolgaflotte — alle Schiffe tragen das Beiwort „rot“: roter Oktober, roter Soldat oder wie immer —, und wir fuhren nordwärts. Es ist eine großartig langsame Fahrt auf stillem entgegenkommenden Strome, links das hohe, kahle, fahle, europäische, sogenannte „Bergufer“, rechts das flache, begraste, grüne, asiatische „Wiesenufer“.

So kamen wir ins „Katharinenlehen“.

In der anderen Nacht nämlich wurden wir auf dem Pristan Isch. abgesetzt. Diesmal war er nicht leer. Viele Leute bevölkerten ihn, sie warteten auf Reisegelegenheit und lagen da geduldig Stunden und Tage. Der Pristanwärter, ein Russe, war uns freundlich gesinnt, er war mit einer Deutschen glücklich verheiratet, er öffnete uns die „Stube für vornehme Reisende“, eine Bretterbude mit Tisch und zwei rohgezimmerten Bänken, und stellte uns den Samowar zur Teebereitung auf. Weil wir nicht wie die Russen mit Bettzeug reisten, war das Lager hart.

Aber auch auf einem Pfühl hätte ich nicht geschlafen. Ich war sonderbar erregt. Ich ging hinaus unter das schlafende Volk. Der Mond hing über Asien. Die Wolga murmelte an Kahn und Rost des Pristan. „Hier wird dir etwas Merkwürdiges passieren“, fühlte ich.

Da lag eine Frau vor mir schlaflos. Von ihrem Aussehen habe ich nur das weiße Kopftuch in Erinnerung. Ich hockte mich neben ihr nieder. Ich besiegte ihr Mißtrauen. Sie begann leise zu erzählen.

Vom Hunger. Vom furchtbaren Hungerjahr „vier Jahre zurück“. 1921 ist ein Drittel aller Menschen in den Kolonien gestorben . . .

Es wurde allmählich über dem Wiesenufer der Wolga Tag.

Am Morgen erhob sich unter den Schlafenden ein mächtiger Großrusse, blau die Augen, blond der Bart, langwallend über einer roten Bluse. Er holte aus einem Versteck seinen Kahn, um den kleinen Wareneinkauf wolgaaufwärts nach Hause zu treideln. Man brauchte ihm nicht lange freundliche Worte zu geben, der russische Mensch ist gutmütig. Für ein bescheidenes Geldgeschenk bedankte er sich sehr. Wir hockten bald in seinem Boot zwischen ein paar Ackergeräten. Er lief am Ufer daher, wir wurden an langem Seil von ihm getreidelt. Ich hielt mit dem Steuer den Kahn vom Lande ab, viel Ufergestein lag da.

Nach zwei Stunden bedeutete uns der freundliche Mann, daß wir unter der gesuchten deutschen Kolonie seien. Wir verabschiedeten uns herzlich unter reichlichem Gebrauch des Wortes „bog“ (Gott) voneinander, und der Muschik zog stromaufwärts.

Da oben also wohnte mein Schulmeister! Die Hähne krächten. Kinder der Kolonisten erschienen auf dem Hochbord und schauten neugierig zu den Fremden hinunter, die da neben ihren Siebensachen am Wolgawasser hockten . . .

Ich will nicht sagen, wie die Kolonie, noch wie Schulmeister und Agent, noch überhaupt die Gastfreunde hießen. Das „Bellmann“ des Romans ist ein mit Bedacht erdichteter Name. Wie wir damals die Dörfer fanden, kann man in einem Aufsatz in dem Reclambüchlein „Zwischen Rhone und Wolga“ nachlesen.

Dieses Erlebnis hatte ich im September 1925. Am Silbestertage jenes Jahres schloß der „Schreiber“ einen „Wolgaroman“ ab. Er genügte aber seinen Ansprüchen nicht. Er ließ ihn liegen und machte sich ins Reich der Geschichte und in die weite Welt auf: in die zwei letzten Jahrhunderte und die beiden Amerika, dem wolgadeutschen Schicksal nachzugehen, das sich nicht mit dem Wolgaland als Bühne begnügt hat, und dann zu versuchen, es dichterisch-episch zu gestalten. „Volk auf dem Wege“ heißt der Versuch im Buch, vier Bände erschienen bis jetzt, und vierzehn Jahre sind über der Arbeit vergangen.

Gebet in der Fremde

Von Hans Harder

Dat eck bloß eenmol noch enn mine Darpa koom,
Ons Hus to sehne, onn dem Goade, onn dat Feld,
Noch eenmol sette unger'm olen Boom,
Wo mine Ole mi von Preise harvt vättält —
D Gott, soft twell eck nusch — dat oba schenk du mi,
Dat bedd eck di!

Dnn wann dat alla lang es dot,
So als de Olsche eensam es jessorwe,
Dnn nusch von jane Tid mea lewt — dann lot
Mi dreeme von ons Darp, dat nu vedortwe,
Dnn nemm von'm Droom von Hus onn Feld
Mi strack enn dine Welt!

(In der plattdeutschen Mundart von Alt-Samara)

Die Architektur in den wolgadeutschen Dörfern

Von Dr. Karl Cramer *)

Wer unverhofft das Bild eines wolgadeutschen Dorfes mit seinen Holzhäusern, Glockenstühlen und Kirchen zu Gesicht bekommt, der steht befremdet vor einer ihm gänzlich unbekanntem Erscheinung. Es scheint nichts vorhanden zu sein, was ihn anheimeln könnte oder an etwas Verwandtes erinnern würde. Da sind die Bauernhäuser, fast alle aus Holz erbaut, mit ihren nach allen vier Seiten sehr flach abgescrägten Dächern, die mit Brettern oder Eisenblech, selten mit Stroh gedeckt sind; daneben die Pforte mit ihrem ausgefägten Schmuck, weiter der Speicher — das alles mutet einen fremd an. So etwas hat man in Deutschland doch noch an keiner Stelle gesehen. Sind das nicht alles Dinge, die den Beweis erbringen, daß die Wolgadeutschen dem russischen Einfluß im äußeren Zuschnitt ihres Lebens erlegen sind? Und wenn man nun gar noch die weißgetünchten, in drei oder vier Verjüngungen übereinandergestülpten Kolonnadentürme der Kirchen aufsuchen sieht und daneben die Holzgerüste der eigenartigen Glockenstühle erblickt, so ist man schon gar nicht mehr von dem Urteil abzubringen, daß hier Rußland und sonst nichts sich uns darstellt. Und doch ist ein solches Urteil nicht nur voreilig, sondern auch falsch. Ich will versuchen, an einer Stelle wenigstens dieses Urteil in seiner Begründung zu erschüttern, um die Möglichkeit einer gerechteren Beurteilung zu schaffen. Dazu ist es erforderlich, einen Blick in die Geschichte der Wolgakolonien zu werfen.

Als Katharina II. die deutschen Kolonisten berief, hat sie ihnen im Manifest vom 22. Juli 1763 unter Punkt 6b nicht nur Steuerfreiheit für 30 Jahre (soweit sie Bauern waren) versprochen, sondern auch freie Wohnung für ein halbes Jahr gewährt. Ferner stellte sie in Aussicht unter d: „Zum Bau von Häusern, zur Anschaffung des zur Hauswirtschaft nötigen Viehes, für alle zum Ackerbau und Handwerk nötigen Instrumente, Vorräte und Materialien wird aus unserer Kasse die nötige Summe Geldes ohne alle Prozente ausgesetzt werden, allein mit einziger Zurückzahlung und das nach Ablauf von zehn Jahren, innerhalb drei Jahren zu gleichen Teilen.“ Das bedeutet, daß die Ankömmlinge zunächst Gäste sein sollten, dann aber sich schon ihre Häuser bauen durften. Aber so war nur die Absicht der Regierung, nicht die Ausführung.

Als die Kolonisten am Ort ihrer Bestimmung, am Lauf der unteren Wolga bei Saratow, ankamen, gab es für sie gar keine Möglichkeit, den Bau ihrer Häuser selbst in die Hand zu nehmen. Weit und breit gab es kein entsprechendes Baumaterial, auch kein Handwerkszeug, geschweige denn Geld zum Ankauf des Erforderlichen. Die

Regierung hatte auch keinerlei Vorsorge getroffen, daß den Anforderungen der Massenansiedlung irgendwie entsprochen würde. Es dauerte geraume Zeit, bis die am oberen Lauf der Wolga gefällten Bäume von der Strömung in die Saratower Gegend getragen wurden. Als nun das Bauholz ankam, mußte die Regierung wiederum die Bauhandwerker mit dem Werkzeug stellen, damit die mit dem Klima und den Naturgewalten der Steppe noch nicht vertrauten Siedler keine Fehler im Bau machten. So kommt es zwangsläufig, daß die ersten Wohnhäuser von russischen Zimmerleuten oder gar Maurern aufgeführt, die Dörfer nach Befehlen der Krone angelegt wurden. Darin hat es seinen Grund, daß die Dörfer der deutschen Wolgakolonisten geradwinklig angelegt sind und nicht nach der Stammesart der Siedler, freilich auch nicht nach der Wesensart der Russen. Es entschied letzten Endes der Befehl vom grünen Tisch.

Die Ansiedler sind aber nicht völlig in die Hand ihrer Bauherren ausgeliefert: sie bestimmen die innere Anlage des Gebäudes, sie ordnen den Hof mit. Sie können das alles aber erst in voller Freiheit tun, nachdem die ersten Blockhäuser baufällig geworden sind, d. h. es vergeht eine ganze Generation, ehe die Wolgakolonisten sich schöpferisch in ihrem Wohnungsbau betätigen können. Inzwischen haben sie Land und Klima zur Genüge kennengelernt und wissen, daß die Wohnweise ihrer alten Heimat nicht in die von wilden Schwereheiten gekennzeichnete Steppe übertragen werden kann. So entstehen nun Häuser, die sowohl auf die tropische Hitze des Wolgasommers, wie auf die arktische Kälte des Wolgawinters eingestellt sind. Es gibt kein gesünderes Wohnen, als das in den Holzhäusern der Wolgakolonisten, die aus behauenen Balken oder richtiger waagrecht aufgefanten Bohlen hergestellt und dann mit Ziegelsteinen, in anderthalb Stärke, ummauert sind. Da dringt keine Hitze und keine Kälte durch, da setzt sich keine Feuchtigkeit fest, da gibt es keinen Modergeruch. Auch die Feuergefahr ist so gut wie ganz behoben. Wenn diese Wohnhäuser keine hohen Giebel und keine steilen Dächer haben, so weiß der Kolonist sehr wohl, warum er die Bauweise seiner alten Heimat nicht in die Steppe überträgt: weder Schnee noch Stürme gestatten es ihm. Der großen Trockenheit wegen kann er auch keine Ziegel auf die Dächer bringen. Blech ist das beste Material für die an Gegenfäßen so reiche Steppenlandschaft. Wenn die roten Ziegeldächer der deutschen Landschaft jenes anheimelnde bergende Gefühl verleihen, das uns immer wieder überkommt, wenn unser Blick über die bewaldeten Hügel und Berge zu den bunten Dörfern in den sanft wogenden Tälern der mitteldeutschen Heimat schweift und ihre heimatmütterliche Schönheit freudig in sich aufnimmt, so müssen wir uns sagen, daß

*) Dieser erste Versuch einer Darstellung der wolgadeutschen Architektur ist durch die diesem Heft beigelegte Bilderbeilage illustriert.

wir diese trauten Bilder in der Steppe nicht suchen können. Dann werden wir gerechterweise zugestehen müssen, daß der grüne Anstrich der Blechdächer in dem Grau der ausgedörrten Steppe oder dem Weiß der schneebedeckten Ebene dasselbe Recht hat und darauf hinweisen will, daß es einen Ort gibt, wo Behaglichkeit und Geborgenheit der deutschen Art eine Heimat geschaffen haben.

Es wäre falsch, wollte man nun sagen, der Wolgadeutsche habe hier gar keine Selbständigkeit in der Baukunst entfaltet, sondern brauchte sich nur an russische Vorbilder zu halten. Wer das russische Bauerndorf an der Wolga kennt, der weiß, daß der Deutsche da nur Strohdächer oder Lehmhütten in der erbärmlichsten Gestalt zu sehen bekommen hat. Dort konnte er keine Vorbilder suchen und finden. Aber an einer Stelle fühlte er etwas Verwandtes bei dem Russen bewahrt: das war die alte Holzkunst des Zimmermannes. Wenn es wahr ist, daß die Germanen ihre Baukunst in Holz empfunden haben und aus den Möglichkeiten des Holzbaues nicht nur geschaffen, sondern auch auf den Stein übertragen haben, so mußten die Wolgadeutschen beim Anblick der Fertigkeit, die der russische Zimmermann am Holz entwickelte, wenn er Häuser verzierte oder die kunstvollen Lüren, besonders aber Hofpforten schuf, etwas Verwandtes in sich angesprochen fühlen. So ließ er hier seiner Betätigung freien Lauf und schuf Hochwertiges, ohne im ununterbrochenen Strom der handwerklichen Überlieferung zu stehen. Das handwerkliche Können haben die Wolgakolonisten in so hohem Maße mitgebracht, daß es trotz der zwangsmäßigen Verbauung immer wieder durchgebrochen ist. Die Siedler konnten keine Zünfte einrichten, keine geregelte Ausbildung von Lehrlingen, Gesellen und Meistern vornehmen; und doch hat es zu keiner Zeit an vorzüglichen Handwerkern an der Wolga gefehlt. Es gab keinen Gegenstand des alltäglichen Bedarfs, der nicht von deutschen Kolonisten hergestellt worden wäre. Dasselbe gilt von den landwirtschaftlichen Geräten. Ja, man muß noch mehr sagen. Wenn ein Wolgakolonist sich einen Schlitten bauen wollte oder daran ging, eine Dampfmühle entstehen zu lassen, dann holte er sich nicht einen Fachmann, sondern half sich selbst. Wohin wäre er gekommen, wenn er während der Acker- oder Erntezeit — bis 50 Kilometer tief in der menschenleeren Steppe — erst alle die Handwerker aufsuchen wollte, die den eingetretenen Schaden an seinen Geräten beheben sollten? Da galt es keine Zeit verlieren und alles selbst machen. Die Übung machte auch hier den Meister.

So entstand an der Wolga auch eine deutsche Wohnkultur, die nichts mit dem Russentum zu schaffen hat. Das wird an einem Punkte ganz besonders klar und einsichtig. Es ist ja zur Genüge bekannt, daß der Russe in seiner Behausung nur einen riesigen Backofen kennt, der nicht nur seinen Nahrungstrieb zu befriedigen hat, sondern auch der ganzen Familie als Schlafstätte dient. Wir müßten nun erwarten, daß die Wolgakolonisten auch ein derartiges Ungeheuer in ihren Wohnungen aufweisen. Nichts von alledem. Weder der russische Ofen selbst, noch weniger die damit gegebene

besondere Art der Speisezubereitung ist den Wolgakolonisten jemals vertraut geworden. Im Gegenteil, wir finden bei ihnen sowohl zur Beheizung ihrer Wohnhäuser als auch zur Bereitung von Speisen eine ganz besondere Art von Öfen. Diese Öfen sind von der Küche aus zu heizen und bilden hier den trauten alten deutschen Herd, der den Russen gänzlich unbekannt war. Dieser Herd findet aber zugleich durch die Stubenwände seine Fortsetzung und tritt in den Wohnstuben entweder auch in Herdform, jedoch ohne Platte, dafür aber mit einem kupfernen Kessel versehen, oder aber als hoher Ofen überdacht zum Vorschein. Diese leerstehenden Kessel strahlen eine behagliche Wärme aus, die dem Frost draußen wohl gut Trost zu bieten vermag.

Aber auch der Hausrat, so karg er auch sein mag bei einem rein bäuerlichen Lebenszuschnitt, legt Zeugnis ab, daß die Wolgadeutschen dem Kern nach nicht in der Steppe beheimatet sind. Vielleicht ist das Charakteristischste für ihre ganze Wohnkultur das Himmelbett und die Truhe. Unvergeßlich steht vor mir die Hütte eines russischen Bauern, die ich auf einer Umstreife betreten mußte, um mich vor einem sintflutähnlichen plötzlichen Regen zu retten. Es war in der Kriegszeit. Die russischen Zeitungen waren voll Greuelnachrichten über die unmenschlichen Barbareien der Deutschen, über die nun die „humane Kultur“ der Verbündeten siegen sollte. Ich legte meinen völlig durchnässten Mantel ab und sah mich in der sich mir gastfreundlich öffnenden „Kultur“ um. Ich mußte meinen Mantel über die Tür hängen, es gab keine andere Gelegenheit in dem einzigen Raum der Hütte. Eine Sitzgelegenheit gab es auch nicht, nur ein schmales Brett war in die Längswand eingelassen. Aber darauf zu sitzen, vermochte ich nicht; das mußte man erst gelernt haben. Vom Gesims des Ofens her waren einige Bretter zum Fensterbrett hin gelegt, und darauf ruhten zwei alte Schafpelze. Das war die Ruhestätte der gesamten Familie, die wohl keine Kissen brauchte. Wenn ich noch den Spiegel nenne, der über der Bank hing und mit einem weißen Handtuch verziert war, so habe ich die ganze Einrichtung aufgezählt. Ode Leere, nur Schutz für die Nacht, aber keine menschliche Behausung — so sah die russische „Kultur“ 1917 aus. Ich glaube nicht, daß sie 1764 reichere gewesen ist.

Und nun das wolgadeutsche Haus. Aus der Heimat hatte man das Bild der Schlafstätte mitgebracht, und sobald es nur ging, haben die Männer die Bettlade zusammengezimmert und die Säulen gedrechselt, und die Frauen haben nicht weniger eifrig die Kissen geschafft, die Vorhänge genäht und verziert, und bald war ein Stück Heimat auf fremder Erde da. Noch mehr Heimat war fast in der Truhe verschlossen. Manche Familie hatte sie noch aus der alten Heimat über den weiten Weg mitgebracht. Wenn sie mal aufgetan wurde, dann staunten die Hausgenossen über die heimlichen Schätze, die sich ihren neugierigen Augen erschlossen. Hier ruhten die wenigen Bücher, die man mitgebracht, die Bibel, das Gesangbuch; hier kam manch vergilbtes Blatt zum Vorschein, das noch Kunde von „daheim“ brachte. Hier war das

Heiligtum der Familie verschlossen. Von hier gingen jene geheimnisvollen Fäden aus, die den Stamm in der Fremde so fest in der Richtung der Lebensart wiesen, die die alte Heimat gebot. — Und nun kamen in der Wohnstube noch Ruhebänke, Tische und Stühle dazu, alles in der altgewohnten deutschen Art.

Es entstand aber auch eine besondere Bauart für öffentliche Gebäude, wie Schulen, Kirchen, Glockenstühle. Aber — ich wiederhole — muß nicht gerade von diesen Bauten gesagt werden, daß sie nicht aus deutschem Empfinden heraus geschaffen sind und uns ganz fremdartig anmuten? Fragen wir auch hier wieder nach dem Ursprung der Bauweise.

In den ältesten, uns durch Professor G. Pisarczewski zugänglich gemachten Dokumenten (vgl. Pisarczewski, Aus der Geschichte der Immigration nach Rußland im 18. Jahrhundert, Moskau 1909, russisch, Beilage Nr. 34, Seite 68 f.) finden wir die Nachricht über die Saratower Siedler (aus dem Reichsarchiv vom 2. Mai 1771), das 12 Kirchen, 12 Schulen und 12 Pastorate gebaut worden und noch drei Kirchen, drei Pastorate und drei Schulen zu erbauen seien, entsprechend der Einteilung sämtlicher Kolonien in 15 Kirchspiele. Wir entnehmen dieser beiläufigen Bemerkung, daß die Krone für den Bau aller öffentlichen Gebäude genau so verantwortlich gemacht werden muß wie für die Anlage der Dörfer und den Bau der Wohnhäuser. Die Regierung hat also die Pläne für die Kirchbauten usw. gemacht. Von welchen Gesichtspunkten hat sie sich dabei leiten lassen? Die russische Baukunst geht — soweit sie nicht mit der altgermanischen, durch den Wald bestimmten, zusammenhängt und eine gemeinsame Wurzel aufweist, wie der Bau von Holzkirchen zeigt — aus zwei verschiedenen Wurzeln zurück: Mit den Warjägern und der Hanse ist der romanische Baustil vom Norden her nach Rußland gebracht worden. Er hat sich hier gefallen lassen müssen, einige Abwandlungen und neuartige Zierate mitzubekommen, kann aber seinen fremden Ursprung nicht verleugnen, wenn er auch mit der Strenge der ragenden Formen sich gut in die Landschaft fügt.

Der andere und andersgeartete Einfluß kommt aus dem Süden, aus Byzanz. Von hier kommt die Form des Christentums, zu dem sich Rußland nun bekennt. Von hier kommen nun auch die Formen der christlichen Feiertätten, der Kirchen. Die Verbindung des byzantinischen Formgefühls mit russischen Eigenarten erzeugt jenen, für Rußland so typischen Stil, der ein Ausdruck dafür ist, daß das Christentum hier seine ganz besondere Prägung gefunden hat.

So sind beide Stilarten nicht starre, aufgezwungene Formen geblieben. Sie haben immer wieder Anregungen gegeben, aber auch empfangen und sie auf ihre besondere Weise verarbeitet. Unter diesen Anregungen nimmt der Klassizismus eine ganz besondere Stellung ein. Schon das Zeitalter des Rinascimento hat seine Wellen bis nach dem Herzen des Moskowiterreiches geschlagen und ist hier in phantastischen Formen zutage getreten, wenn die Laune eines Herrschers einem italienischen Baukünstler einen Auftrag erteilte. Einen ursprünglich

größeren Einfluß gewann jedoch die antike Baukunst auf dem Umwege über das klassizistische Frankreich. Wenn wir bedenken, daß der von Frankreich ausgehende Zeitgeist schon in Deutschland zu solcher starker Geltung gedeihen konnte, daß die Umgangssprache der „Geistigen“ das Französische wurde, so wird es uns nicht wundernehmen, wenn wir die Beobachtung machen, daß der französische bestimmte Klassizismus auf dem Umweg über die „deutsche“ Herrscherfamilie mit starken Strömen in das russische Leben hineinflutet, daß alles öffentliche Leben dadurch bestimmt wird. Das geschieht so nachhaltig, daß bis ins 20. Jahrhundert hinein der klassizistische Stil in der öffentlichen Bautätigkeit die unumschränkte Alleinherrschaft ausübt: kein Verwaltungsgebäude, keine Schule, keine Universität ohne klassizistische Formen.

Der Einbruch dieser Art von Klassizismus in die russische Baukunst fällt gerade in die Zeit der Besiedlung der Wolga mit deutschen Kolonisten. Der russische Kunsthistoriker Grabar gibt uns als Beispiel des europäisierten russischen Baustils vom Ende des 18. Jahrhunderts den Glockenturm der Kathedrale von Kjasan (auf dem halben Wege etwa von Moskau nach Saratow). Das Bild dieses Glockenturms bringt die Zeitschrift „Atlantis“ im Aprilheft des Jahres 1933. Für unsere Frage hat gerade dieser Glockenturm seine besondere Bedeutung.

Wir sehen an ihm die besondere Mischung der Stilarten als das für die russische Abart charakteristische. Zum erstenmal macht die russische Architektur sich an die Frage der Verjüngung eines Turmes. Bisher war keine Lösung gefunden worden. Auf die Blockmassen des Unterbaues werden einfach je nach Bedarf die Turmspitzen oder Gewölbe aufgesetzt. Nun verfährt der Architekt so, daß er sich der klassischen Stilformen der Säulengänge bedient, um jede Verjüngung um diesen nur als Zierat gedachten Gang zurücktreten zu lassen. Wir haben im Wesen also nur vier bis fünf aufeinandergestellte Quadrate oder Zylinder, die sich je um die Breite der gekrönten oder auch freistehenden Kolonnaden verjüngen. Der oberste Teil ist mit einem hochragenden Spieß gekrönt, dessen Spitze eine Kugel mit dem Kreuz bildet. Es ist auch möglich, daß bei der Verjüngung der Turmstockwerke ein Übergang vom Viereck zum Zylinder stattfindet. Dieser Baustil brach gerade zu der Zeit durch, als die Niederlassung der Deutschen an der Wolga erfolgte. Es braucht uns also nicht zu wundern, wenn bei den öffentlichen Bauten in den Wolgakolonien dieser Stil befohlen wurde. So mußten nun die evangelischen, so auch die katholischen Kirchen gebaut werden. Das Kirchenschiff schließt sich unmittelbar an den Turm an und weist an den beiden Längsseiten über den Ausgängen gleichfalls die überdachten klassizistischen Säulengänge auf.

Merkwürdig ist nun, daß dieser Baustil, der sich vorzüglich für Holzbauten eignet, aber auch in Steinausführung keine Schwierigkeiten bereitet, sich so lange gehalten hat. Längst sind die zuerst gebauten Kirchen zerfallen, abgetragen, durch neue ersetzt. Die meisten Kirchen, die bei Ausbruch des

Krieges standen, sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erbaut worden. Alle tragen sie noch die Merkmale des alten befohlenen, oder wie man in den Kolonien sagte, des „Kontor“stils an sich. Das ist uns ein Beweis, daß die Behörde, die über die Wolgakolonisten gesetzt war, eben das „Kontor“ zu Saratow, sich starr an die einmal gegebenen Richtlinien gehalten hat und nicht duldete, daß die Kolonisten aus eigenem Empfinden und Willen sich Feiertstätten schufen.

Zufällig ist uns das Bild einer recht alten Kirche aus Holz erhalten geblieben: es ist die Kirche zu Messer. Diese Kirche weist am Turm noch die Andeutung des Säulenganges auf — es sind an der Vorderseite je zwei Balken vorgelagert, die auch im zweiten Stockwerk des Turmes über dem kleinen Dachvorsprung ihre Fortsetzung finden. Der oberste Stock des Turmes hat schon keine Verzierungen mehr, aber er geht selbst in eine achteckige Form über und wird durch eine Zwiebelkuppel gekrönt, die ein protestantisches Kreuz abschließt. Hier könnte man vielleicht wieder auf russischen Ursprung schließen, wenn wir nicht in Mitteldeutschland Kuppeln ähnlich wie diese in großer Zahl anträfen, und hier wird man wohl kaum von russischem Einfluß sprechen können.

Die Kirchen, die im 20. Jahrhundert erbaut sind, weisen starke Einflüsse der im Reich üblichen Bausteinkastengotik auf. An zwei Bauten merken wir jedoch, wie der Wolgakolonist sich mit der strengen und schlichten Form dieser Vorlagen nicht zufrieden gibt, sondern bestrebt ist, durch Türmchen und Verzierungen anzuzeigen, daß er gewillt ist, an den schönsten Bau seines Dorfes auch einige Mittel zu wenden. Es sind dies die Kirchen zu Dünkel und Messer, beide „gotisch“ gedacht, aber nicht rein durchgeführt. Als Kunstwerke dürfen sie nicht angesprochen werden.

In der Innenausstattung haben die Kolonisten schon freiere Hand gehabt, und hier offenbart sich in aller Schlichtheit ihr einfacher Sinn und ihr unkompliziertes Wesen: nicht mystische Versenkungsmöglichkeit östlichen Christentums ist ihnen wesentlich für den Gottesdienst, sondern die nüchterne, Herz und Gewissen treffende Predigt des Wortes Gottes. Wo eine Gemeinde zum Wohlstand gelangte, hat sie das immer darin zum Ausdruck gebracht, daß die Kirche schmucker im Äußeren und reicher im Inneren ausgestaltet

wurde. Im Ganzen herrschte jedoch schlichte Einfachheit vor.

Die übrigen öffentlichen Gebäude, wie Schulen, Kreisämter usw., waren nur an der Ausdehnung in die Breite zu erkennen, selten gab es ein zweistöckiges Haus: der Raum war ja in der breiten Steppe nicht eingeengt, und das zu nahe Heranrücken an den Nachbar erlaubte schon die in der sommerlichen Trockenheit immer drohende Feuergefahr nicht. Aber auch diese breit ausladenden, unter den flachen Dächern noch behäbiger erscheinenden Bauten trugen noch Merkmale des klassizistischen Stils an sich: die Säulengänge waren nur noch angedeutet, aber die strenge symmetrische Einteilung der Wandfläche, der Eierstock am Gesims waren irgendwie verblieben.

Alle Bauformen erhalten jedoch erst ihr Leben von dem Menschen, der in ihnen sich heimlich einrichtet. Und so würde auch alles Gesagte keine Beweiskraft besitzen, wenn es von Menschen behauptet würde, die ihrem eigenen Wesen untreu geworden wären. Entscheidend bleibt darum die Feststellung, daß an Asiens Grenzen ein deutscher Volksstamm eine Wohnstätte aufgeschlagen hatte, in der er sich gerade so heimisch eingerichtet hat, wie es seiner Art, seinem Wesen entsprach. Er, der deutsche Mensch, ist in diese fremde Welt gekommen und hat sie sich untertan gemacht. Deutsch waren die Laute, die in der Stille der Steppe nun erklangen; deutsch das Lied, das über die Wolga und ihre Nebenflüsse dahinhallte; deutsch die Wagen und Pflüge und Geräte, die den jungfräulichen Boden überquerten; deutsch vor allem die Stätten, wo dieser Mensch sein Leben abspielen ließ, sei es zu erhebender Feiertunde, sei es zu emsiger Arbeit, sei es in hochklingender Freude, sei es in stiller Trauer. So deutsch war das alles, daß selbst der Kommunismus gezwungen war, ein Wolgadeutschland in seinem bunten Völkergemisch anzuerkennen.

Wir wollen daraus die Lehre ziehen, daß nicht jede Auswanderungsgruppe die wirtschaftliche Stärke und Unabhängigkeit aufzuweisen hat, die sie befähigt, ihrem Wesen nach außen hin unverkennbaren Ausdruck zu verleihen. Wir müssen uns daher bemühen, auch unter den uns zunächst fremdartig anmutenden Formen das pulsierende völkische Leben zu schauen und zu erkennen. Dann erst ist unser Erkennen recht und gerecht.

Rußlanddeutsche Sippenkunde

Von der Forschungsstelle des DND.

In den verschiedenen Nummern der DND. ist über die Aufgaben und Ergebnisse der „Forschungsstelle des Rußlanddeutstums“ berichtet worden. Trotz der großen Schwierigkeiten und dem Fehlen von Quellenmaterial aus Rußland wächst unsere Kartei von Woche zu Woche. In den letzten Wochen war ich mit zwei Mitarbeitern in den drei

rußlanddeutschen Siedlungen Tirpiß, Suchwisch und Schossin, und wir konnten von den dortigen Landsleuten ungemein reichhaltiges sippenkundliches Material sammeln. So war beispielsweise eine Frau in der Lage, von neun Kolonien sämtliche Familiennamen anzugeben, von einer (Wasserau) sogar alle Kinder der einzelnen Familien. Das Material wird bearbeitet und zu gegebener Zeit darüber berichtet. Ich kann nur

immer wieder die Bitte aussprechen und alle Rußlanddeutschen auffordern, daß sie die von der „Forschungsstelle des Rußlanddeutchtums“ herausgegebenen Fragebogen anfordern und ausfüllen. Jeder stelle von seiner Heimatgemeinde einen Plan oder einfache Skizze her und schreibe die dort vor dem Kriege wohnenden Familien, wenn möglich auch die Frauen und Kinder auf und sende dieses Verzeichnis an die Forschungsstelle des Rußlanddeutchtums. Sie erweisen damit dem Rußlanddeutchtum einen großen Dienst.

Die Tagung in Stuttgart hat das Interesse für das Rußlanddeutchtum weitestgehend geweckt. Die schon vorhandene Zusammenarbeit mit den Forschungsstellen des D.V.J. im Reich konnte noch mehr vertieft werden. Die Forschungsstellen, aus deren Arbeitsbereich Auswanderungen nach Rußland stattfanden, sind fleißig an der Arbeit, um aus den Archiven die nach Rußland ausgewanderten

Familien festzustellen. Die Ergebnisse laufen alle in der Forschungsstelle des Rußlanddeutchtums zusammen und werden hier verkartet. Schon jetzt sind wir in der Lage, in den meisten Fällen Auskunft zu erteilen und bei dem Abstammungsbescheid entscheidend mitzuwirken. Nach ein bis zwei Jahren werden alle nach Rußland Ausgewanderten festgestellt und bei uns erfaßt sein, soweit das überhaupt möglich ist. Ein großer Teil ist seinerzeit geheim ausgewandert und kann nie mehr erfaßt werden. Es ist natürlich unmöglich, alle Ergebnisse zu veröffentlichen. Die wichtigsten und zusammenhängenden Listen werden laufend in der D.V.J. abgedruckt. Wir freuen uns, heute eine Arbeit des Leiters der Forschungsstelle Hessen-Nassauer in aller Welt, Georg Löns, bringen zu können, die einen wertvollen Beitrag zur Auswanderung an die Wolga darstellt.

Dr. Karl Stumpff

Auswanderung aus dem ehemaligen Fürstentum Solms-Braunfels um 1766 ins Wolgagebiet

Von Georg Löns

Die ehemalige Herrschaft Solms-Braunfels lag mit ihrem Kern im Gebiet der mittleren Lahn, während das alte Amt Hungen zur Wetterau gehört. Damit zählt der erstere Anteil heute zum Regierungsbezirk Wiesbaden in der preussischen Provinz Hessen-Nassau, die Wetterau-Orte aber rechnen nach Hessen-Darmstadt. So klein das Gebiet auch ist, so bedeutsam erscheint die Wirkung seiner Grafen und Fürsten, die sich im Laufe der Geschichte in deutschen und fremden Ländern als Heerführer wie als Staatsmänner Ansehen erworben haben.

Um 1761 hatte das Ländchen 56 Ortschaften, deren bedeutendster nicht über den Umfang einer Landgemeinde hinausgewachsen war. Die Lage des Hauptgebiets in den Lahnbergen ließ eine besondere Ausdehnung der Gemeinden wohl auch nicht zu. Selbst die im Flußtale gelegenen Dörfer schienen durch die Enge der Ackernahrung begrenzt, was naturgemäß in viel größerem Maße für die im Gebirge rechts und links vorhandenen Siedlungen galt. Schon früh betätigte sich ein Teil der Bevölkerung als Handwerker, als Arbeiter in Forst und Steinbrüchen, als Bedienstete, Beamte und Soldaten der Landesherren. Auch die reichen Gemeinden des Amtes Hungen, auf den besseren Böden der Wetterau gelegen, vermochten nicht den Nahrungsausgleich zu schaffen.

So ist es zu erklären, daß in den Zeiten von Krieg, Mißwachs und inneren Unruhen die wirtschaftlich Schwachen leicht geneigt waren, ein unsicheres Glück in der Fremde einer gewissen Not daheim vorzuziehen.

Ein solcher Zustand wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts kenntlich. Die schlesischen Kriege des großen Preußenkönigs brachten Europa in Bewegung und bewirkten zugleich eine gefährliche Anteilnahme unserer westlichen Nachbarn, der Franzosen. Was der Siebenjährige Krieg dem kleinen Lande an Bedrückung, Leuerung, Krankheit und Not bringen konnte, bescherte er in reichem Maße. Schon um 1759 zog ein französisches Heer die Lahn entlang und hinterließ seine Spuren. Schlimmer noch hausten 1762 die Truppen des Prinzen Soubise. Sein Andenken ist noch heute lebendig.

Eine vergilbte Urkunde aus dem Jahre 1761 vermeldet die ohne Erlaubnis ins Ausland oder in fremde Kriegsdienste gegangenen Einwohner. Kein Dokument ist geeigneter als dieses, den bedenklichen Zustand des Landes und seiner bedrückten Bewohner zu schildern. Nicht weniger als 17 Heere werden aufgezählt, in denen die meist ohne Erlaubnis abwesenden Männer Dienst genommen hatten. Franzosen, Kaiserliche, Dänen und Holländer, Preußen, Engländer und viele andere sind da genannt, für deren Rechnung die Landeskinder in den Krieg zogen. Besonders auffallend ist die große Zahl der in holländischen Diensten stehenden Männer. Die Prüfung ergibt, daß ein Prinz von Solms im Auftrage der Krone von Holland ein Kontingent Truppen geführt hat, für das er selbst wohl in den heimischen Landen geworben haben dürfte. Weiter sind Leute genannt, die nach Ost- und Westindien gegangen sind. Von einem wird berichtet, daß er sich auf der „Insel Pennsylvanien“ niedergelassen habe.



Deutsches Bauernhaus im Wolgagebiet



Deutsche Bauernstube im Wolgagebiet



Sarepta, Straße mit Häuserfront

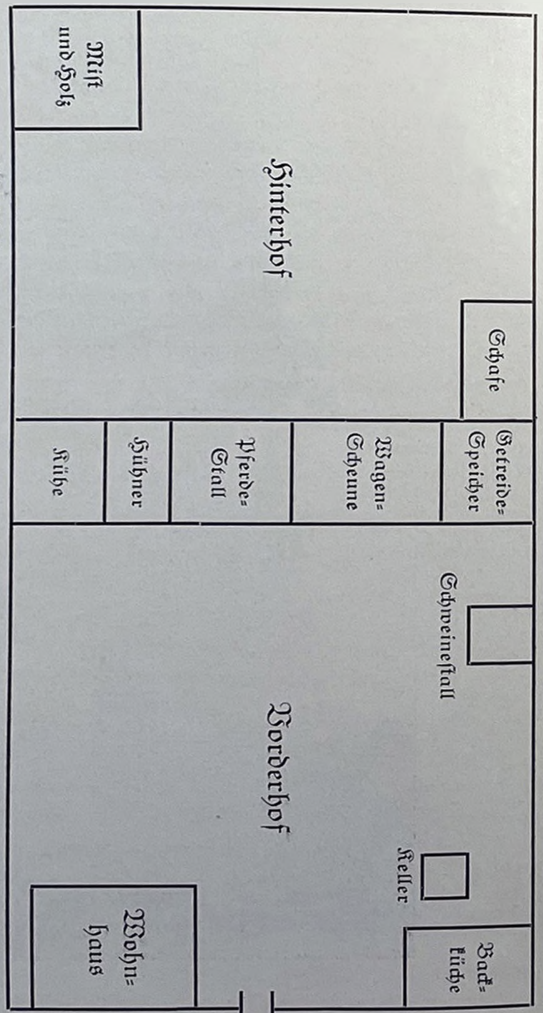


Messer
(russ. Усть-Салица)
Wolgagebiet

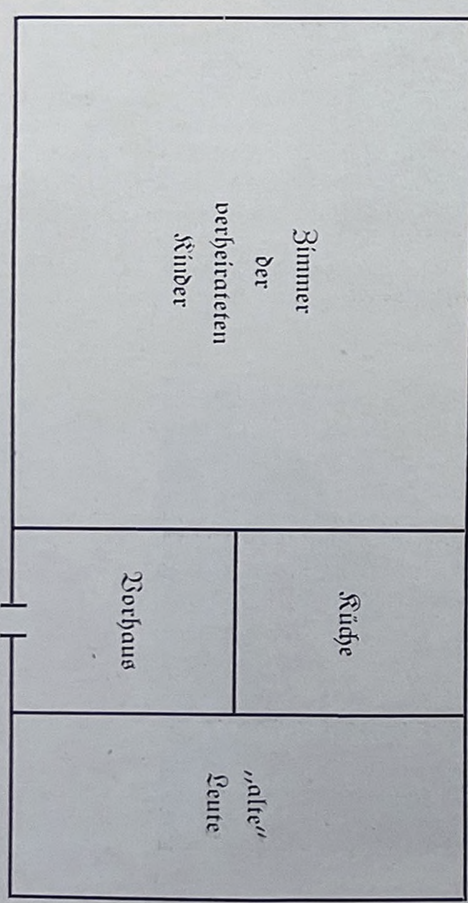
Die Großmutter spult
Baumwolle auf für die
Sarpinka

(Fotogr. 1909)
Erb. v. Juri Nowoselow

Stoffplatz mit „einfachem“ Haus



„Doppeltes“ Haus



nach Prätorius, Galpa, Dissertation

Dies ist der Hintergrund, auf dem das Schauspiel der Rußlandwanderung begann. Der berühmte Aufruf der russischen Zarin Katharina von 1762 zeigte um 1766 seine Wirkungen auch im Solms'ser Land. Aus den Akten geht hervor, daß einer der Werber in Hannover gefessen haben muß. Es ist aber wohl als sicher anzunehmen, daß seine Helfer und Unteragenten ihre Tätigkeit von Frankfurt, Büdingen usw. her ausübten. Die letzten Forschungsergebnisse von Stumpp zeigen, daß dieses Gebiet die Zentrale der Werbung gewesen sein muß.

Anzunehmen ist weiter, daß schon vor 1766 einzelne Bewohner ohne Manumission nach Rußland gegangen waren, da ein Eintrag vorhanden ist, wonach ein Antragsteller sich auf den schon in Rußland befindlichen Bruder berief.

Es ist recht aufschlußreich, die Anträge um Erlaubnis zur Auswanderung zu untersuchen. Wenn jemand heute in Rußland, Sibirien, Süd- oder Nordamerika unter den am Schluß aufgeführten Namen einen Vorfahren entdecken würde, kann er darauf rechnen, in den Akten mancherlei über Herkunft und Lebensumstände des Auswanderers zu erfahren.

Ausnahmslos handelte es sich um Personen und Familien, deren Vermögenslage ungünstig war. Ein Antragsteller aus Niederquembach führte zur Begründung seines Gesuches folgendes an:

„Euer Hochfürstlichen Durchlauchten wollen wir reden bemahnt untertänigst vorstellen, daß wir uns bisher gar kümmerlich mit unserm Weib und Kindern ernähren und zum Theil unsere Kinder gar oft nach Brodt schreien hören müssen, denn Niederquembach ist solcher gestalten mit Menschen angefüllt, daß das schlechte Land als Gärten und Wiesen und Waldung welche ohn möglich gleich wie jedermann bebaut ist, ernähren und erhalten kann.“

Der bearbeitende Beamte gab sich zu Anfang große Mühe, ausführlich jeden nach Ursachen, Absichten und Ziel der Auswanderung zu befragen. Bei der großen Zunahme der Gesuche aber fand er ein einfacheres Verfahren, seinen Bericht an den Landesherrn zu verfassen, indem er jedem die gleiche Anzahl von Fragen vorlegte. Unter den aufgeführten Sätzen wiederholen sich die, welche große Not als Grund angeben. Einer sagte: „Weilen die Landschaft dorten an der Wolga besser und ergiebiger sein soll als allhier.“ Ein anderer sagte aus: „Er baute seine Hoffnung auf Gottes Hülfe, dorten besser als allhier sein Brodt verdienen zu können.“ Ein Hirte gibt an: „Er wäre des Hütens müde.“ Ein Landmann sagt: „Er hätte schon einen Bruder in Petersburg.“

Daß aber Armut und Not die wesentlichsten Ursachen waren, tritt besonders klar in Erscheinung im Bericht des Schultheißen von Niederbiel über die Verhältnisse des Besuchstellers Joh. Jacob Mittelhof(s). Es heißt darin:

„. ein sehr armer Mann
. . . ohne was derselbe dem Schuhmacher welcher ihm und seinen Kindern neue Schuhe auf die Kenze gemacht schuldig ist; ist er auch noch hin und wieder schuldig, da nun sein Vermögen die Schulden zu bezahlen Nicht hinlängl ist, als ist die gemeinde entschlossen dem Mittelhof damit derselbe in seiner Vorhabenten Reihse nicht gehalten wird die 25 fl. 12 g.

aus Barmherzigkeit, in dem derselbe wie schon erwähnt ein sehr armer Mann ist zu schenken.

Niederbühl d. 3ten May 1766

Anton Nuss, Schultheihs.

Wenn hier die Gemeinde dem Auswanderer sogar einen Zuschuß gab, dann wird außer dem Gefühl des Mitleids auch wohl noch der Wunsch gewirkt haben, von einer weiteren Belastung frei zu werden. Wir kennen ähnliche Vorgänge auch aus anderen Gebieten Deutschlands.

Die Angaben über den Vermögensstand sind ebenfalls belangreich. Als Besitzer des größten Geldbetrages trat ein Auszügler auf, der 353 fl. und 6 g. sein eigen nannte. Die meisten aber besaßen so wenig, daß der Verkauf ihrer letzten Habe die Schulden und Abzugskosten nicht deckte. In einem Falle sagt der Bericht: „Nimmt nichts mit an Vermögen, sondern dessen Gläubiger haben bei ihm Verlust.“

1766 gingen insgesamt (Männer, Frauen und Kinder) 142 Bewohner nach Rußland. Wie jedoch schon erwähnt, müssen bereits einzelne vorher der Werbung gefolgt sein. Diese können von uns nur in einem Falle festgestellt werden. Daß die Regierung von Braunfels nicht ohne Bedenken dieser Auswanderung zusah, ergibt sich aus der schriftlichen Stellungnahme des Fürsten und seiner gräflichen Mitregenten. Dort heißt es unter dem 21. April 1766:

Resolutum:

Da die Emigration Sucht allzusehr einzugreifen beginnt, so wird es notwendig sein, das emigriren ohne Ausnahme bei Strafe zu verbieten, um so mehr als unseres Ermessens unsere Lande mit Einwohnern eben nicht übersezt sind, sondern denenjenigen, die von dem Ackerbau nicht leben können, nur allein an anderer Beschäftigung und Verdienst fehlet.

Der Regierung bei welcher die Direktion des Polizeiwesens beruht, hätte sich demnach aus dem näheren dieser Anmerkung ein Geschäft zu machen und auf Mittel zu denken, um denen ohnbegüterten Untertanen Arbeit und Verdienst zu schaffen, und darüber seiner Zeit ihre Vorschläge einzubringen.

Braunfels 22. April 1766

R. R. F. W. Ernst F. zu Solms.

Die leitenden Beamten aber wußten keinen rechten Weg, die Dinge zu bessern. So findet man nach gelehrten Äußerungen, bei denen einige zeitgenössische Autoren als Kronzeuge dienen mußten, die billige Wendung, daß nach Lage der Sache nichts verloren sei an den armen Leuten.

Aus dem Bericht eines Beamten:

„Obwohl der Freiherr von Puffendorff in dessen Abhandlung vom natürlichen Recht verteidiget, daß ein Landesherr, wann sämtliche Einwohner emigriren wollten, solches nicht verbieten können, so bin ich denn noch mit Hugone Crozio der Meinung, daß die Emigration nur in so lange zu gestatten, als da durch der Status publicus einer Landschaft nicht immutiret und öde gemacht werde.“

Dergestalten verhält es sich auch nach den Reichsgesetzen ex Jure Subjectionis Territoriali.

Bei denen sich angegebenen abziehen wollenden 33en finde ich keinen besonderen Gegenstand.

Die meisten verringern nach ihrer häuslichen Beschaffenheit an dem hochfürstlichen Verario nichts oder blutwenig, das schuldige Dienstgeld bleibt im Retardat.

Das Publikum verliert eben wenig durch verschiedener dabei sich befindender Abzug erhält solches in manchen Rücksichten nicht wenig Vorteil.

Am 9. April 1766

gez. Siegel der Gräflich-Solms-Braunfels'schen Kanzlei.

Über das fernere Schicksal unserer Auszügler schweigen die Akten leider. Nirgends ist eine Angabe zu finden über den Ort ihrer späteren Niederlassung, nirgends etwas über ihr Ergehen. Wer weiß, wo überall in der Welt die Nachfahren heute ihr Dasein fristen, ohne Kenntnis ihrer Ahnen, ohne Wissen um die Altheimat und die Ursache, welche ihre Vorfahren außer Landes geführt hat!

Verzeichniß der Auswanderer

(In Klammern die heutigen Verwaltungseinheiten)

1. Adolf, Jost, 1766, Tiefenbach, Graffsch. Solms (Nassau);
2. Becker, David, (Wittib's Sohn), 1766, Berghausen, Graffsch. Greifenstein (Nassau);
3. Becker, Johann Martin, Frau und vier Kinder, 1766, Nonnenroth (Oberhessen);
4. Birkler, Justus, 1766, Nieder-Girmes, Graffschaft Solms (Nassau);
5. Bott, Georg Ludwig, 1766, Greifenthal, Graffsch. Solms (Nassau);
6. Buß, Daniel, 1766, Allendorf, Graffsch. Solms/Greifenstein, (Nassau);
7. Caps, Peter, Frau und drei Kinder, 1766, Ronbaden, Graffsch. Solms (Nassau);
8. Christ, Peter, 1766, Ulm, Graffsch. Solms/Greifenstein (Nassau);
9. Claf, Johann Jost, 1766, Leun, Graffsch. Solms (Nassau);
10. Cläßen, Johann Jost, vier Kinder, 1766, Brun, Graffsch. Solms (Nassau);
11. Claus, Joh. Jost, 1766, Leun, Solms (Nassau);
12. Cloßen (Cloß), Wilhelm, Frau, 1766 Röllshausen, Graffsch. Solms (Nassau);
13. Daub, Johann Jost, 1766, Wolfershelm (Nassau);
14. Debus, Christian, 1766, Niederlemp, Graffsch. Greifenstein (Nassau);
15. Ebert, Johann Peter, zwei Kinder, 1766, Griedelbach, Graffsch. Solms (Nassau);
16. Eller, Jörg Heinrich, 1766, Röhges (Nassau);
17. Engelmann, Johann Philipp, 1766, Biskirchen, Graffsch. Solms (Nassau);
18. Fikler, (Wittib), Johannes, 1766, Ulm, Graffsch. Solms-Greifenstein (Nassau);
19. Forsthauner, Eberhard, 1766, Altenstädten, Graffsch. Solms (Nassau);
20. Gerhard, Philipp, 1766, Altenstädten, Graffsch. Solms (Nassau);
21. Gerlach, Conrad, 1766, Beßlingen, Graffsch. Solms (Nassau);
22. Gerlach, Friedrich, 1766, Neudorf, Graffsch. Solms/Greifenstein (Nassau);
23. Göß, Daniel, 1766, Billingen, Graffsch. Solms (Nassau);
24. Göß, Johann Heinrich, 1766, Röllshausen, Graffsch. Solms (Nassau);
25. Gotthard, Johann Görg, 1766, Niederquembach, Graffsch. Solms (Nassau);
26. Gribner, Johann Caspar, 1766, Billingen, Graffsch. Solms (Nassau);
27. Henrich, Georg Conrad, 1766, Werdorf, Graffsch. Solms (Nassau);
28. Henrich, Johann Georg, 1766, Werdorf, Graffsch. Solms (Nassau);
29. Henrich, Johannes, 1766, Allendorf, Graffsch. Solms (Nassau);
30. Herbel, (Herpels), Conrad, 1766, Beßlingen, Graffsch. Solms/Greifenstein (Nassau);
31. Hoffmann, Görg, 1766, Wolfershelm (Nassau);
32. Isheim, Adam, 1766, Ehringhausen (Nassau);
33. Johannes, Henrich, 1766, Allendorf, Graffsch. Solms/Greifenstein (Nassau);
34. Jörg, Jakob, 1766, Allendorf, Graffsch. Solms (Nassau);
35. Kappel, Henrich Wilh., 1766, Kraftsolms, Graffsch. Solms (Nassau);
36. Kincz, David, 1766, Tiefenbach, Graffsch. Solms (Nassau);
37. Klapper, Johann Georg, 1766, Niederquembach, Graffsch. Solms (Nassau);
38. Klein, Christophel, 1766, Tiefenbach, Graffsch. Solms (Nassau);
39. Koch sen., Johann (Schwiegervater von Bed), 1766, Nonnenroth (Oberhessen);
40. Koppels, (Koppel), Henrich Wilh., ein Kind, 1766, Ewaldsolms (Kraftsolms), Graffsch. Solms (Nassau);
41. Köppen, Friedrich, 1766, Tiefenbach, Graffsch. Solms (Nassau);
42. Kühmann, (Kullmann), Joh. Peter, 1766, Werdorf, Graffsch. Greifenstein (Nassau);
43. Lander, Johann Caspar, 1766, Billingen, Graffsch. Solms (Nassau);
44. Löll, Johann Henrich, 1766, Ebingen, Graffsch. Solms (Nassau);
45. Loh, Daniel, 1766, Billingen (Nassau);
46. Märken, Jakob, Frau, 1766, Holzhausen, Graffsch. Solms-Greifenstein (Nassau);
47. Meyer, Joh. Peter, (We. Catha., vier Kinder), 1766, Niederquembach, Graffsch. Solms (Nassau);
48. Meyer, (We.), Peter, 1766, Niederquembach, Graffsch. Solms (Nassau);
49. Michael, Conrad, 1766, Leun, Graffsch. Solms (Nassau);
50. Mittelhof, Joh. Jakob, vier Kinder, 1766, Nieder-Biel, Graffsch. Solms (Nassau);
51. Müller, Johannes, 1766, Röllshausen, Graffsch. Greifenstein (Nassau);
52. Müller, Philipp, 1766, Nieder-Girmes, Graffsch. Greifenstein (Nassau);
53. Neuhardt, Wilh. Joh., 1766, Beßlingen, Graffsch. Solms-Greifenstein (Nassau);
54. Pauls, Johann Jost, 1766, Billingen, Graffsch. Solms (Nassau);
55. Pauls, Johann Sebastian, 1766, Billingen, Graffsch. Solms (Nassau);
56. Pfeil, Christian, 1766, Werdorf, Graffsch. Solms (Nassau);
57. Rann, Georg Heinrich, 1766, Werdorf, Graffsch. Solms (Nassau);
58. Rink, David, ein Kind, 1766, Tiefenbach, Graffsch. Solms (Nassau);
59. Rupp, jun., Friedrich, 1766, Werdorf, Graffsch. Greifenstein (Nassau);
60. Schäfer Philipp, 1766, Aflar, Graffsch. Greifenstein (Nassau);
61. Schärf, Martin, 1766, Biskirchen, Graffsch. Solms (Nassau);
62. Schaub, Christophel, 1766, Biskirchen, Graffsch. Solms (Nassau);
63. Scheid, Joh. Georg, zwei Kinder, Kraftsolms, Graffsch. Solms (Nassau);
64. Scheuermann, Joh. Jost, 1766, Röhgers, Graffsch. Solms (Nassau);
65. Scheuermann, Nidel, We., ein Kind, Wilden, Graffsch. Solms (Nassau);
66. Scheuermann, Michel, We., 1766, Röhgers, Graffsch. Solms (Nassau);
67. Schmeel, Joh. Peter, 1766, Treisbach (Nassau);
68. Schmidt, Hans Peter, 1766, Griedelbach, Graffsch. Solms (Nassau);
69. Schmidt, Jost, 1766, Biskirchen, Graffsch. Solms (Nassau);
70. Schmidt, Joh. Georg, 1766, Quembach, Graffsch. Solms (Nassau);
71. Schmidt, Wilhelm, 1766, Berghausen, Graffsch. Greifenstein (Nassau);
72. Schmiehl, Johannes Peter, 1766, Treisbach (Nassau);
73. Schmitt, Johann Görg, 1766, Niederquembach, Graffsch. Solms (Nassau);
74. Schnerbacher, Peter, fünf Kinder, 1766, Griedelbach, Graffsch. Solms (Nassau);
75. Schmelker, Friedrich, 1766, Biskirchen, Graffsch. Solms (Nassau);
76. Schwobächer, Peter, 1766, Griedelbach, Graffsch. Solms (Nassau);
77. Seip, Conrad, 1766, Ebingen, Graffsch. Solms/Greifenstein (Nassau);
78. Stalp, Friedrich, 1766, Allendorf, Graffsch. Solms/Greifenstein (Nassau);
79. Strad, Johannes. (Frau), drei Kinder, 1766, Ronbaden, Graffsch. Solms (Nassau);

80. Stössel, Thomas, fünf Kinder, 1766, Bonbaden, Grafsch. Solms (Nassau);
 81. Treffenstadt, Phil., 1766, Kraftsolms, Grafsch. Solms (Nassau);
 82. Bold, Joh. Georg, 1766, Allendorf, Grafsch. Solms/Greifenstein (Nassau);
 83. Weber, Jakob, 1766, Ulm, Grafsch. Solms/Greifenstein (Nassau);

84. Weller, Peter, 1766, Kraftsolms, Grafsch. Solms (Nassau);
 85. Weller, Anton Ewald, sechs Kinder, 1766, Kraftsolms, Grafsch. Solms (Nassau);
 86. Zimmer, Conrad, 1766, Röhgers, Grafsch. Solms (Nassau);
 87. Zimmer, Conrad, 1766, Billingen, Grafsch. Solms (Nassau);
 88. Zimmermann, Gottfried, jun., 1766, Niederquembach, Grafschaft Solms (Nassau);

Die Gasmanns in Entre Rios

Mitgeteilt von der Forschungsstelle Schwaben im Ausland, Deutsches Ausland-Institut, Stuttgart

Vor mir liegt eine Zeitung „Der Rußland-deutsche“ vom 27. Januar 1939. Sie erscheint drüben in Argentinien bereits im zehnten Jahrgang in der Stadt Lucas Gonzales, Provinz Entre Rios, und kündigt stolz an, das erste und einzige Blatt für die Deutschen aus Rußland in Südamerika zu sein.

Der nüchterne Titel macht uns schon besinnlich. Sind es Rußlanddeutsche, die dem bolschewistischen Chaos entronnen sind und nach weiten Wanderungen wieder ein Dach über dem Kopf, eine Hütte, einen Hof, Acker und Vieh, Saaten und Ernten sich erarbeitet haben? Oder aber sind sie vor dem Krieg schon aus Rußland ausgewandert? — Das letztere ist der Fall. Sie sind schon im letzten Jahrhundert weggezogen.

Im Anzeigenteil finde ich folgendes:

„Deutsches Gasthaus in Gualeguaychu (früher in Concepcion del Uruguay) empfiehlt sein Essen und seine Getränke, seine Bequemlichkeit, seine Garagen und ladet alle Deutschsprechenden freundlich ein.

Mit deutschem Gruß
 Juan B. Gasmann.“

Und unter dieser Anzeige steht wieder eine des „Deutschen Hotels in Gualeguay“; das altbekannte beste Restaurant Dal-Bo, Besitzer Juan Gasmann, empfiehlt seine sauberen, luftigen Zimmer und alles andere, was es zu bieten hat; der Mann betont, daß er die Station der Omnibusse von Concepcion del Uruguay, Rosario de Tala und Verbindungen der ganzen Provinz hat.

Ich möchte mich nicht mit Kenntnissen in der Geographie Argentinien brüsten, doch wie ich den Namen „Gasmann“ lese, kommt mir ein Gespräch in Erinnerung, das ich unlängst auf der Forschungsstelle Schwaben im Ausland mit einem ausgewanderten schwäbischen Lehrer namens Kopp, der in der Nähe Schrambergs zu Hause ist, hatte. Er wollte vor mir wissen, ob ich Gasmanns in Ulm kenne, und ich konnte ihm nur soviel erwidern, daß Gasmann gerade kein seltener Name bei uns sei, ich jedoch eher vermute, daß sie als Katholiken von irgendeinem Ort des Reichsstadtgebiets Ulm kommen würden, als gerade von der Stadt Ulm selbst. Darüber erzählte er mir ausführlich und immer mehr über die Schicksale der einst unter Katharina nach Rußland Ausgewanderten. Er holte sogar

Notizen hervor, die er sich drüben gemacht hatte, interessant genug, daß ich sie hier mitteile.

Dieser Juan B. Gasmann (der die Anzeige unterschreibt), ist der Nachkomme jenes Nikolaus Gasmann, welcher der Führer der rußland-deutschen Auswanderer war, die am 10. November 1877 von der Wolga fortzogen. Sie brachen damals auf, weil ihnen der Zar nicht gehalten, was er ihren Vorfahren versprochen hatte: Freiheit vom Militärdienst, von Steuern und in Religionsachen. Nach Brasilien wollten sie und waren wider ihren Willen nach Argentinien, nach Entre Rios, gekommen. In Rio, wo sie hin sollten, herrschte gerade gelbes Fieber.

Am 8. Mai 1828 war dieser Nikolaus Gasmann in Marienthal an der Wolga geboren und 1900 gestorben in Marienthal im argentinischen Camp, das er mitgegründet hat. Sein Großvater sei aus Ulm im Jahre 1765 nach der Wolga ausgewandert. 18 Angehörige der Großfamilie Gasmann: Vater, Mutter, vier Töchter, fünf Söhne, drei Schwiegertöchter und vier Enkel, seien im Wanderttrupp nach Argentinien gewesen. Und heute zählt man gut 800 Nachkommen Gasmann in Argentinien. Lehrer Kopp konnte in einem argentinischen Dorf unter 60 Kindern 40 mit dem Namen Gasmann zählen.

Der Nikolaus Gasmann hat eine Chronik hinterlassen, welche zu den wertvollsten Dokumenten der deutschen Auswanderungsgeschichte gehört. Eine Abschrift ist heute nach den Angaben des Lehrers Kopp im Besitz des Herausgebers der Zeitung „Der Rußlanddeutsche“, des Jakob Riffel. — Was bloß alles in dieser Chronik steckt und von unserem Schwaben für wichtig genug gehalten wurde, der Nachwelt überliefert zu werden! — Aber das Manifest, mit dem die Kaiserin Katharina die Deutschen nach Rußland eingeladen hat, schreibt er: ebenso über die Planeten; dann über die Todesgefahr, die seiner Familie drohen könne; über die Mordinsel unweit von Katharinenstadt — 1766 sollen dort 300 Deutsche, die wieder in die Heimat umkehren wollten, von den Fuhrleuten (verkappten, räuberischen Russen) erschlagen worden sein —; dann die Kirgiseneinfälle, die ihr Wolgadorf über sich ergehen lassen mußte; über den Kirgiseneinfall, der die drei Einfälle geleitet habe.

Kopp hatte sich einige Stellen wörtlich aufgezeichnet:

„Ich, Nikolaus Gasmann, muß auch meines Vorfahren erwähnen; mein Urgroßvater hieß Johann Gasmann (schade, daß die Urenkel

sich Juan nennen!). Er ist aus Deutschland, aus dem Königreich Württemberg, aus der Stadt Ulm. Er ist auch mit dem Manifest nach Rußland gekommen, den 25. Mai 1765, mit Familie, Vater, Mutter, drei Söhne und eine Tochter. Er hat das Marienthal helfen anlegen und er wohnte in einem Kronhaus mit seiner Familie und er war auch ein Liebhaber der Jägerei und hat sich auch gleich einen Hausgarten angelegt mit allerhand Obstbäumen.“ (Später haben diese Wolgadeutschen übrigens die Obstbaumzucht wieder aufgegeben.)

„Die Namen unserer Urgroßeltern waren: Urgroßvater Johann und Urgroßmutter Annemarie und der zweite Sohn Hans Michael ist mein Vater und der heiratete zu seinem Schwiegervater Adam Werbach und meine Mutter hieß Barbara und die zeugten sieben Kinder, drei Söhne und vier Töchter.“

„Im Jahr 1848 war der Kaiser Nikolai zum Heiligen Vater berufen“, schreibt er weiter; und es folgt eine Stammtafel der kaiserlichen Familie von Rußland.

„Und weil das Wort so geheißen hat, dem Ruß in allem Sach zu befolgen und das war mir schon genug gesagt, für das Rußland zu verlassen.“ — Es ist also hier der Grund ihrer Auswanderung angeführt. Man verlangte von ihnen Verzicht auf Rechte, die sie nicht aufgeben konnten, ohne ihre Art damit auch einzubüßen. Da wanderten sie lieber wieder weiter.

Am 1. Dezember 1877 ist der große Dampfer bei Antwerpen mit ihnen abgefahren, 1006 Rußlanddeutsche hatte er an Bord. Ihr Kapitalgeld war 3075 Rubel, wie sie dem Kapitän angaben. Der Dampfer hieß „Rosa“.

„Am 28. Dezember kamen wir mit der Hilfe Gottes bei Buenos Aires an. Weil wir da gar nicht hinwollten und die Agenten in Bremen uns auch in die Hand versprochen haben, in Brasilien abzustellen, weil wir gerade auch alle nach dem Brasilien wollten und der Kapitän uns auch anfänglich versprochen hat, uns bei dem Rio de Janeiro abzustellen; er ging aber gerade direkt nach dem Buenos Aires, und da wollten die Leute sich gar nicht niederlassen.“

„Dann ging ich auf das deutsche Kontor oder Gericht. Aber was der vornehmste Herr bei dem Gericht war, der hat mit nur immer ausgeteilt und die himmelbesten Worte gegeben. Er sagte zu mir ganz freundlich: Lieber Freund, Ihr seid doch jetzt einmal da, und so bitte ich Euch, betrachtet Euch nur das Land hier; ich weiß, wenn Ihr das Land hier ansehet und betrachtet, daß es Euch gefallen wird. Und ich sah, daß ich keine Hilfe von gar keiner Seite erhalten kann.“ . . .

„Dann schicken sie die Soldaten in die Kirche, die Leute herauszuholen und sie werden auf der Straße mit den Pferden zusammengetrieben und mit Gewalt aus der Stadt auf das Wasser auf ein altes, schlechtes Schiff getrieben. Dort mußten wir einen Tag und eine Nacht liegen. Endlich ging es doch mal los mit dem alt Schiff auf dem Wasser, die armen Leute haben nicht anders geglaubt, als wie sie mußten alle auf dem alten verbrochenen Schiff verkaufen, bis wir mal so sacht bei dem Städtchen Diamante ankamen. Den 31. J a n u a r

1878 kamen wir bei dem Städtchen Diamante an. Jetzt kommt der Landmesser und teilt das Land in Chaccas. Alsdann sollte ein jeder sich auf sein Land setzen und das wollten die Leute doch nicht tun. Sie wollten sich gerade so auf Dörfer setzen, wie in Rußland und das wollten die angestellten Herren hier gar nicht einwilligen. Jetzt ist der gute Rat teuer. Was ist zu machen? Sie sitzen so rumher und keiner wollte der Erste sein, für auf seiner Chacra was aufzurichten; und für zusammenzusetzen, ein Dorf zu bilden, trauten sie sich auch nicht.“ . . .

„Alsdann habe ich zu dem Richter gesagt, wenn wir uns nicht zusammensetzen dürfen, dann bleibt kein Rußlanddeutscher hier im Land. Als wie er getobt und sich recht ausgeballascht hat, da mußte er so richtig uns seine Meinung auslegen. Alsdann war der Herr ganz liebevoll gegen uns. . . O Gott, du weißt es am allerbesten, wie viel tausend gute Worte wir unserer armen Gemeinde gegeben haben, daß sie nur immer standhaft und einig untereinander geblieben sein.“

Sie bauen sich dann eine Kirche, die sie am 2. September 1878 bereits einweihen können.

„Die Regierung hat uns auf ein Jahr die Kost gegeben, vor Hunger ist doch hier unter uns kein einziger Mensch gestorben. Es erhielt auch jede Familie zwei Pferde, eine Stute, zwei Kühe und zwei Ochsen, einen Pflug, eine Schaufel und eine Art und das alles muß in zehn Jahren wieder zurückbezahlt werden.“

„Wie unser Anfang war mit der Bauerei in Amerika, — das kann kein Student alles richtig aufschreiben, und wenn man es jemand erzählt, der noch nichts davon weiß, der lacht sich ab, daß ihm die Tränen auf den Backen laufen; und dann glaubt er es doch nicht, und wenn es auch zehnmal die Wahrheit ist.“

„Ja, wenn man das Pferdevieh hier so betrachtet, dann sein sie gerade so gestaltet, so wie in dem Rußland. Aber sie haben keine Kraft und keinen Cast und wenn sie auch schon saufest scheinen. Wie es zum Acker ging, da ist Gott im hohen Himmel zu klagen, wenn sie drei- bis viermal um den Acker waren, war schon alles marode. Nein, ich kann den Jammer und das Elend nicht beschreiben, wie es uns damals ergangen ist.“

Die Leute haben sich durchgebissen; heute leben in Entre Rios gegen 65 000 Wolgadeutsche, während die damals an der Wolga Gebliebenen durch Hunger, Elend und Bolschewismus zerstreut, verbannt und beinahe vernichtet worden sind. Die Gasmanns waren unter den ersten, die Herr der Schwierigkeiten geworden waren, und 1882 ziehen Angehörige Johannes Gasmanns nach Gualeguay.

Am Schluß dieses Kapitels steht dann:

„Dieses gegenwärtige Buch ist mir als jüngstem Sohn meines Vaters Nikolaus Gasmann noch vor seinem Tode von ihm selbst verehrt worden und gebe es niemand als Eigentum, solange ich lebe.“

Am 24. 12. 1900. Josef Gasmann.“

Den Einträgen des Nikolaus fügt Josef in dem Buch die seinigen an: Über die 12 Stämme Israels, dann über die Trächtigkeitdauer bei Tieren, dann eine Zusammenschrift der Namen der alten Vorfahren aus Deutschland, die unseren G e b u r t s :

ort Marienthal angelegt haben in Rußland 1764:

Andreas Weiler, Simon Meier, Johannes Kolbas, Johannes Thomas Trier, Stefan Lillmann, Johannes Bender, Jakob Comle, Johannes Zwinger, Nikolaus Klein, Georg Weis, Peter Pfannenstiel, Michael Pfannenstiel, Peter Schreiner, Christoph Talheimer, Johannes Klepphahn, Konrad Reinhardt, Matthäus Schilling, Konrad Raßenberger, Peter Wolf, Heinrich Träfer, Peter Staub, Kaspar Risch, Matthäus Stiller, Georg Lüneburger, Peter Herz, Johannes Hagler, Stefan Gärtner, Nikolaus Uffelborn, Johannes Sur, Philipp Rirsch, Nikolaus Hermann, Johannes Stehrmann, Johannes Berger, Konrad Scheffler, Johannes Reissach, Johannes Wittmann, Daniel Oberliefer, Jakob Becker, Matthäus Zimmermann, Franz Hartung, Johannes Wachter, Johannes Janus, Johannes Wandermut, Georg Ohlinger, Heinrich Ulrich Dils, Heinrich Bach, Thomas Geper, Heinrich Mertes, Nikolaus Dinkel, Konrad Swemling, Anton Wittmann, Franz Josef Heuri, Kaspar Schneider, Heinrich Rappes, Blase Ernes, Konrad Majer, Sebastian Steckel, Georg Berheiser, Franz Stenzel, Adam Breit, Kilian Loder, Josef Boyler, Johannes Erlenbach, Peter Schuler, Johann Gasmann, Michael Rißler, Nikolaus Jüger, Sebastian Lober, Peter Schuhmacher, Johannes Schlunk, Matthäus Hansen, Johann Christoph Heins, Jakob Reinhard, Josef Hecht, Philipp Jakob Maure, Xaver Walde, Peter Hanson, Peter Spikermann, Matthäus Rohr, Johannes Diel, Konrad Hermann.

„Diejenigen Familiennamen, die nicht mehr da sind“, schreibt er auf, „und doch im Register stehen, sind teils ausgestorben, teils von dem wilden Kitgisenwolf umgebracht oder unbarmherzig mitgeschleppt worden.“

Hernach folgt eine Zeichnung eines Grabkreuzes mit spanischer Inschrift; dann die Geburtstage der Kinder. Der erste Sohn Johannes, seine Ehefrau, Katharina geb. Just, die hat mitgebracht Bettzeug und Kleider genug, einen Kleiderschrank und ein Schaf und eine Kuh. — Im Jahr 1879, den 30. Dezember, nahm ich, Vater, meine ganze Familie zusammen in mein Haus und verrichte ein sämtliches Gebet mit ihnen. Dann gebe ich ihnen meinen väterlichen Segen und von dieser Zeit an arbeiten meine drei Söhne wie jeder für sich.“

Dann schreibt er sich ein Hausmittel auf, wobei er anmerkt, daß in Rußland am 18. Juni 1831 eine große Krankheit in Marienthal 18 Tage gewütet und der Tod sich 87 Menschen geholt habe. Dann ein Totenregister, dann Anmerkungen über nützliche Gebräuche, dann wieder eine historische Notiz: ein Rätsel vom Thronfolger von Österreich; dann ein Mittel gegen Wanzen, dann eine scherzhafte, lustige Phantasie und vielerlei Rätsel und Schnurren.

Die Vornamen der Familie Nikolaus Gasmann trägt er zusammen: Veronika, geb. 3. 1. 1860; Peter, 15. 8. 1855; Elisabeth, 16. 10. 1864; Katharina, 16. 1. 1867; Maria Elisabeth, 22. 9. 1869; Adam, 11. 11. 1857; Josef, 17. 11. 1862; Johann, 26. 12. 1847; Nikolaus, 30. 5. 1850; Josef Matthias, 4. 12. 1852, welche bald wieder starben; dann Barbara, 3. 1. 1846.“

Die ersten Familien, die Marienthal in Argentinien angelegt haben, hatten übrigens folgende männliche Vornamen: Nikolaus fünfmal, Johann neunmal, Matthias dreimal, Jakob siebenmal, Michel sechsmal, Peter achtmal, Franz dreimal, Wilhelm einmal, Bartel einmal, Heinrich zweimal, Andreas zweimal, Josef achtmal, Christoph einmal, Franz Peter einmal, Konstantin einmal, Konrad zweimal, Adam einmal, Ignaz einmal.

Weibliche Vornamen: Annemarie zehnmal, Katharina siebenmal, Margarete siebenmal, Elisabeth viermal, Marianne zweimal, Gertrude zweimal, Anna dreimal, Magdalene einmal, Veronika einmal.

Erst in neuerer Zeit gleichen sie ihre Vornamen ans Spanische an, besonders nach dem Krieg.

„Ich selber, Josef Gasmann, habe ums Jahr 1900 in der Familie: Ich Großvater, 12 Väter und Mütter und 99 Enkel.“ Das hat er mit Stolz verzeichnet.

Und nun nur noch dies: Die ersten Kapitel dieser Chronik beweisen deutlich genug, daß die Deutschen nicht als Eindringlinge ins Land kamen, sondern fast wider ihren Willen herbeigeholt, eingeladen als Kolonisatoren und von der Regierung gern gesehen wurden.

Ja, Nikolaus Gasmann, den Weg durch zwei Kontinente und zwei Jahrhunderte hättest du dir damals nicht denken können, als dich das Manifest der Katharina verlockte, dem Ulmer Rat „B'hut Gott!“ zu sagen!

Nachrichten aus dem Osten

Religiöses Leben in Sowjetrußland

Wir erhalten von befreundeter Seite nachfolgende Schilderung eines Korrespondenten der „Neuen Zürcher Zeitung“ aus der Sowjetunion. Man muß sich im einzelnen zu den mitgeteilten Beobachtungen sachlich stellen, wird aber nicht leugnen können, daß sie unboreingenommen sind und daher Beachtung verdienen.

Mit dem Nahen des Osterfestes, des höchsten Festes der orientalischen Kirchen, hatte in Rußland

eine lebhaftere Diskussion über Glaubens- und Kirchenfragen eingeleitet, die eine ungeahnte Evolution des religiösen Lebens offenbart. Die rohe Propaganda, die jahrelang von den „Gottlosen“ betrieben wurde, ist schon eingestellt worden, seit Stalin in seiner Verfassung allen Sowjetbürgern die „Freiheit der Überzeugung“ zugesichert hat. So hat auch Emeljan Jacoslawski, der

Führer der Gottlosenbewegung, in seiner Rede auf dem Moskauer Parteitag, die kulturellen Problemen gewidmet war, Religion und Kirche mit keinem Wort mehr angegriffen. Immerhin ist es überraschend, welche Wandlung mit dem offiziellen Organ der russischen Religionsverächter, dem „Besboschnik“, vorgegangen ist. „Außerschiedenste“ fordert er jetzt seine Leser auf, „jeden Versuch zur Bekämpfung der religiösen Vorurteile mit administrativen Mitteln zu unterlassen“; unter diesen „administrativen Mitteln“ soll „die Schließung von Kirchen und Bethäusern“ besonders verpönt sein. Den Gottlosen wird vorgeschrieben, „sorgsam darüber zu wachen, daß die religiösen Gefühle der Gläubigen nicht verletzt werden“. Auch von den Jugendpionieren verlangt das Blatt, daß sie auf ihre frühere „Taktik des gesellschaftlichen Boykotts“ gegenüber kirchensgläubigen Altersgenossen verzichten, und den Lehrern wird zur Pflicht gemacht, „Takt und Feingefühl“ zu wahren, wenn sie sich mit dem „Aberglauben“ von Schülern auseinandersetzen. Alle Propaganda müsse „mit ideellen Waffen“ geführt werden. Den Agitatoren des Gottlosenverbandes wird aber noch ausdrücklich klargemacht, daß die Überwindung der Religiosität nur in jahrzehntelanger „wissenschaftlicher Unterweisung“ erreicht werden könne.

Doch auch diese Unterweisungen, die jetzt in Rußland wieder vielfach im Rahmen öffentlicher Disputationen stattfinden, haben ein ganz neues Aussehen erhalten; ein anderes kirchengegnerisches Blatt, der „Antireligiosnik“, klagt darüber, daß sie häufig mit der Niederlage der kommunistischen Agitatoren enden. Bisher hatten die Propagandisten es meist mit alten Geistlichen oder starren Sektierern zu tun, die den Religionskampf annehmen, jetzt aber opponieren den Argumenten der „wissenschaftlichen Unterweisung“ in steigendem Maße Angehörige der neuen Sowjetintelligenz, die sich als „gläubig“ bekennen. Viele von ihnen sind nach Jeschows Sturz aus den Gefängnissen entlassen worden; der „Antireligiosnik“ berichtet auch, daß sie dem Volk als lebendiger Beweis dafür dienen, daß „wer an Gott glaubt, auch in der Verbannung nicht umkommt“. Bei der Diskussion über Glauben und Wissen wenden diese Menschen ein, daß der sowjetrussische Materialismus nicht Bescheid wisse in den modernen Vorstellungen der Materie, daß man nur die Erscheinungen sehen, die „Dinge an sich“ aber nur glauben könne. Wenn aber der Agitator von der Überlegenheit der kommunistischen über die christliche Moral spreche, so habe es nur so von Bemerkungen wie: „Warum ist unsere Jugend so verroht“, oder „Warum haben wir so viele verwahrloste Kinder“ — und solchen Fragen seien viele Propagandisten einfach nicht gewachsen.

Die zitierten Einwände lassen erkennen, daß eine gewisse „idealistische“ Halbbildung in Rußland wieder Platz greift, daß sich wieder Anhänger einer populären Religionsphilosophie sammeln, und tatsächlich sieht der „Antireligiosnik“ die Schwierigkeiten, die sich der kommunistischen Aufklärungsarbeit in den Weg stellen, darin, daß in gewissen Kreisen der russischen Bevölkerung eine außerkirchliche „sozialistische Religion“ gepflegt wird, die von

Lunatscharski und Bogdanow schon früh ins Weltbild des Bolschewismus verpflanzt worden sei, von Lenin aber rücksichtslos verdammt wurde. Trotzdem habe Lunatscharski, der erste Volkskommissar für den Unterricht, bis zu seinem Tode „gottsucherische“ Neigungen gehabt und Religion und Kommunismus unter einen Hut zu bringen gesucht, und diese Bestrebungen kämen im Verein mit den alten „bürgerlichen“ religionsphilosophischen Lehren, den pantheistischen Strömungen, der „Religion des Fortschritts“, die der Dichter Merezhkowskij propagiert habe usw. wieder zum Vorschein und müßten das Werk der Gottlosenbewegung stören. Aber der „Besboschnik“ weiß darüber hinaus auch von eigentlichen religiösen Gruppen zu erzählen, die sich neu gebildet haben und das religiöse Leben pflegen, ohne daß die antikirchliche Propaganda an sie herankommen kann. Es sind einmal die „Kultlosen“, die auf jeden Kirchenbesuch verzichten, dafür aber eine innere Religiosität nach den Lehren des Christentums ausbilden, die „Versteckten“, die den kirchlichen Gepflogenheiten treubleiben, sie aber im geheimen ausüben, und schließlich die „Schweigenden“, die aus ihrer Gläubigkeit kein Hehl machen, den Propagandisten der kommunistischen Partei aber nie eine Antwort geben. Sie sollen besonders zahlreich im Gebiet von Tambow sein.

Die Evolution des religiösen Lebens ist nun aber nicht nur in der Tatsache zu erblicken, daß der christliche Glaube unter verschiedenen Formen in den Massen sich wieder festsetzt und daß die Agitation gegen ihn, nachdem sie auf äußere Unterdrückungsmaßnahmen hat verzichten müssen, vielfach ratlos das Feld räumt. Auch die kommunistische Auffassung selbst über Religion und Kirche hat, besonders im Zusammenhang mit der Neubewertung des Christentums für die Geschichte Rußlands, solche Wandlungen durchgemacht, daß man begreift, wenn die „Gottlosen“ keine innere Sicherheit mehr für ihren Kampf aufbringen“. „Religion ist Opium für das Volk“, hieß es in den Sturmjahren des Bolschewismus. Jetzt aber wird in Moskau erklärt, daß das Christentum unter allen Religionen immerhin „ein Opium mit guten Eigenschaften“ sei! So hat es der Professor für Kulturgeschichte, Ranowitsch, in einem Vortrag formuliert, den er im Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften gehalten hat, und die anwesenden Vertreter der Partei und des Bundes der Gottlosen haben ihm zugestimmt. Das Christentum, so hat diese autoritäre Versammlung anerkannt, sei nicht eine „Religion der exploitierenden Klassen, die den Völkern zwangsweise auferlegt“ worden sei, es sei auch nicht, wie Rautschy gelehrt habe, eine Bewegung des römischen Proletariats gewesen. Ranowitsch meint, daß das Christentum eine „ungeheure progressive Rolle“ im Kampf der Völker gegen jederlei Unterdrückung gespielt habe, daß es die Gleichheit aller Völker verkündet und den „Geist der Demokratie“ verbreitet habe, und dafür gebühre ihm größte Anerkennung.

Wie sehr die Gottlosenbewegung durch solche sie mattsetzende „wissenschaftliche“ Unterweisungen in ihrer eigenen Agitation behindert wird, zeigt schließlich eine Polemik, die sich zwischen ihr und einem Kriegsinvaliden Latischtschew entsponnen hat. Die-

fer Latischtschew hat den Mut gehabt, vier Fragen an die „Besboschniki“ zu stellen, die deutlich zeigen, daß in Rußland doch wieder etwas wie eine Meinungsfreiheit zugelassen ist. Die Geistlichkeit, so meint dieser Invalide, hat sicher viele menschliche Gebrechen. Aber was hat das mit der Religion zu tun? Zweitens: warum gefällt der Partei die evangelische Lehre von der Nächstenliebe nicht? Drittens: warum will die Partei nicht zugeben, daß im Menschen ein Geist, eine Seele, eine geistige Grundlage vorhanden ist? Und endlich: wozu hat die Partei es nötig, daß der Mensch unbedingt vom Affen abstammen soll? Die Verlegenheit, in die dieser beherzte Frager die Redaktion des „Besboschnik“ gestürzt hat, kommt etwa in der Erwiderung zum Vorschein, daß die Partei das Evangelium der Liebe unter allen Menschen ablehnen müsse, weil es nötig sei, die Feinde des Kommunismus vom Angesicht der Erde zu vertilgen. Lieben — das heiße, gehorsam den Nacken beugen, nicht an Widerstand, an revolutionären Kampf denken. Daß die Gottlosenbewegung sich überhaupt die Mühe nehmen muß, solche „Fragen aus dem Publikum“ zu beantworten, zeigt aber schon, daß die Religionsfeindschaft in Rußland in die Defensive gedrängt ist.

Die Moskauer Deutsche Zeitung geschlossen

Nachdem die „Deutsche Zeitung“ schon vor einiger Zeit zum Wochenblatt geworden war und aufgehört hatte, die Interessen der deutschsprachigen Bürger der Sowjetunion zu berücksichtigen oder auch nur zu erwähnen, ist sie am 27. Juli mit ihrer Nr. 68 (3160) sang- und klanglos eingegangen. Kein Abschiedsartikel, keine Erklärung über den plötzlichen Tod ist in der Nummer zu finden. Sie bringt zwei Artikel „Zum 150. Jahrestag der französischen bürgerlichen Revolution“, ferner Artikel über die Viehzuchtfarmen, das neue Moskau, den Kampf der Chinesen, zum 15jährigen Bestehen der Mongolischen Volksrepublik, eine Bilderschau zur Landwirtschaftlichen Unionsausstellung und verschiedene Nachrichten. Dann stößt man auf der letzten Seite auf folgende vielsagende Mitteilung in Kleindruck:

„Mit dieser Nummer stellt die „Deutsche Zeitung“ ihr Erscheinen ein.

Die ausländischen Abonnenten können den ihnen zustehenden Rest des Abonnementbetrages bei den Vertriebsagenten oder Organisationen, wo die Bestellung aufgegeben wurde, zurückhalten.

Falls der Abonnent es vorzieht, für den Rest des Abonnementbetrages ein Abonnement auf die Monatschrift „Internationale Literatur“ („Deutsche Blätter“) oder andere Verlagsausgaben der „Meschdunarodnaja Kniga“ zu erhalten, bitten wir, im Laufe der Monate Juli und August die entsprechenden Vertriebsagenten oder unmittelbar die „Meschdunarodnaja Kniga“, Moskau, Rusnezki Most 18, davon zu benachrichtigen.

Den in der UdSSR. wohnhaften Abonnenten wird der Rest des Abonnementbetrages von den zuständigen Postämtern zurückerstattet.“

Dazu ist zu bemerken, daß auch das französischsprachige Blatt in Moskau „Le Journal de Moscou“ etwa einen Monat vor der „Deutschen Zeitung“ geschlossen worden ist.

Sammlung deutscher Sagen und Lieder

Die „Rigasche Post“ vom 3. September meldet aus Moskau: Die sowjetrussische Zeitung „Literaturnaja Gaseta“ befaßt sich seit einiger Zeit mit den schriftstellerischen Leistungen ihrer Fremdvölker und weiß dabei auch von einer Folklore-Bewegung unter den Wolgadeutschen zu berichten. Dieser Nachricht zufolge sind die deutschen Schriftsteller Sachs und Klein sowie der Komponist Schröder in die Kolchose der deutschen Kolonien Semjonowka, Keller, Dohle, Müller und Göbel entsandt worden, um die gesammelten deutschen Lieder, Sagen und Sprüche als völkische geistige Denkmäler in den deutschen Kolonien der Zukunft zu erhalten. Die genannten Forscher sind vom „Haus der völkischen Geistesarbeit“ in Engels (Saratorow) mit dieser Arbeit beauftragt worden.

Ein Meer schwebt in Gefahr

Die Katastrophe des Kaspischen Meeres

Aus Moskau wird berichtet:

„Auschuß für die Erforschung des Komplexes des Kaspischen Meeres“ nennt sich eine Studiengesellschaft, die unlängst von der Akademie der Wissenschaften in Moskau ins Leben gerufen wurde. Hinter dieser etwas langatmigen Bezeichnung verbirgt sich eine Naturtragödie, die sich in Sowjetrußland nicht mehr länger verschweigen läßt. Denn die Schiffer und Fischer von Astrachan, der größten und bedeutendsten Stadt am Kaspischen Meer, machen schon seit Jahren ein recht besorgtes Gesicht, wenn sie ihren Blick über die Weite des größten Binnensees der Welt schweifen lassen.

Es ist ein Jammer: Soweit ihr Auge reicht, sehen sie nur Schlamm, obwohl die Wolga nach wie vor ihre grauen Wassermassen in den See wälzt. Immer weiter entfernt sich die See von Astrachan vom Weichbild der Stadt, heute muß man bereits einen Weg von 220 Kilometer zurücklegen, wenn man vom festen Boden aus ein Schiff erreichen will. Ja, es ist längst kein Geheimnis mehr, daß das Kaspische Meer, das 1200 Kilometer lang und teilweise bis zu 400 Kilometer breit ist, immer mehr zusammenschrumpft und auf dem besten Wege ist, sich langsam in Dunst aufzulösen. Seine Wassertiefe, die im flachen Norden höchstens bis zu 30 Meter betrug, während der Süden Tiefen bis zu 1000 Meter aufwies, war ja schon immer beträchtlichen Schwankungen unterworfen, die aber ihre Ursache in den jeweiligen Niederschlagsmengen eines Jahres hatten. Seit drei Jahren aber sinkt der Meerespiegel unaufhaltsam und bringt den ganzen Schiffsverkehr in ernste Gefahr.

Schon ist Astrachan zur Binnenstadt geworden, und in Baku macht man sich schon Sorgen, wie der Verkehr zwischen der wichtigen Petroleuminsel Artem und dem Festland weiter aufrechterhalten werden soll. Man plant die Errichtung eines Dammes zu diesem Eiland, da man über kurz oder lang damit rechnen muß, daß auch die kleinsten Transportschiffe auf dem Trockenen sitzen werden.

So rächen sich die Sünden, die man in Sowjetrußland mit dem Bau des Wolgakanalsystems und dem Raubbau an den Wäldern begangen hat. Der Wolga wird durch die vielen Wasserstraßen in ihrem Oberlauf zuviel Wasser entzogen, so daß sich der Zulauf zum Kaspischen Meer bedeutend verringert hat. Außerdem wurde durch die Abholzung großer Wälder an den Ufern der großen Ströme ein natürliches Wasserreservoir zerstört. Diese Fehler werden heute in Sowjetrußland offen zugegeben, und man zerbricht sich den Kopf, wie sie wieder gut gemacht werden können, um der drohenden Katastrophe auf dem Kaspischen Meer Einhalt zu gebieten. Bereits 1936 wurde ein Gesetz erlassen, das die weitere Abholzung von Wäldern im Bereich der Ströme und Flüsse verbietet. Weiter befaßt man sich mit dem Plan, dem Unterlauf der Wolga

durch zahlreiche Kanäle Wasser aus anderen Flüssen zuzuführen. Man glaubt, daß durch diese Maßnahme der Wasserspiegel der Wolgamündung um ein Fünftel erhöht werden könne.

Ob diese Maßnahmen, die im letzten Augenblick zur Rettung des Kaspischen Meeres ergriffen werden sollen, die Katastrophe noch aufzuhalten vermögen, ist aber fraglich, da feststeht, daß durch die tropischen Temperaturen, die in diesem Gebiet herrschen, mehr Wasser aus dem riesigen Seebecken verdunstet, als es durch die Zuflüsse erhalten kann. Im Grunde begann der Austrocknungsprozeß schon vor vielen Jahrhunderten, wenn er auch erst in den letzten Jahren durch grundlegende landschaftliche Veränderungen in Innerrußland einen beängstigenden Charakter angenommen hat.

Vom Rußlanddeutchtum

aus aller Welt

Freiherr Eduard von Dellingshausen

Der letzte Ritterschafthauptmann von Estland

Mit dem am 9. Juli in Potsdam verschiedenen Freiherrn von Dellingshausen ist ein Mann dahingegangen, dessen Gedächtnis im deutschen Volk und erst recht nicht bei den Rußlanddeutschen verloren gehen darf. Denn in ihm verkörperte sich noch einmal das Wirken und Streben des edlen Baltensammes vor dessen großem Niedergang und fand einen historischen Höhepunkt, eng verknüpft mit den Großtaten des deutschen Volkes während des Weltkrieges und seinem tragischen Zusammenbruch.

Dellingshausen war es, der als Vorsitzender des von der deutschen Regierung als Träger der Souveränität des Landes anerkannten Landestrats für Liv-Estland das zukünftige Baltische Herzogtum im November 1918 vertrat. Er hatte als Ritterschafthauptmann von Estland maßgebenden Anteil an der Besetzung Nordlivlands und Estlands durch deutsche Truppen und am Zustandekommen dieses großangelegten Werkes der Rückführung der Baltischen Lande in das Deutsche Reich gehabt, war dreimal nach Deutschland gereist und hatte u. a. auch mit dem Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, der zum Regenten des Baltischen Staates ausersehen war, persönlich verhandelt. An dem Verzicht Rußlands auf Livland und Estland und der Anerkennung ihrer Selbstständigkeit durch das Deutsche Reich (der Kaiser hatte die Urkunde bereits am 22. September unterzeichnet) hat er mitgewirkt.

Man mag diese baltische Staatsgründung, die schon im Keim mit dem gewaltigen Zusammenbruch des deutschen Volkes unterging, rückschauend als einen Traum bezeichnen. In Wirklichkeit waren

aber alle Voraussetzungen, soweit sie in dem Baltensammes lagen, geschaffen, und es ist nicht die Schuld ihrer Schöpfer, daß der Kaiser schon am 5. November abdankte und General von Seeendorff in Reval und bald darauf die republikanische Regierung in Berlin sogleich den estnischen Staat anerkannten. Es ist festzustellen, daß Dellingshausen sowohl in der Okkupationszeit wie bei der Vorbereitung des neuen Staates alles getan hat, um die estnische Bevölkerung zur Verwaltung des Landes heranzuziehen, und sich wiederholt in Reval und auch in Berlin für die Interessen der Esten, wie z. B. für die Belassung der estnischen Unterrichtssprache in den Schulen, eingesetzt hat. Er folgte dabei nur den Reformbestrebungen des Adels zugunsten der estnischen und lettischen Bevölkerung, die vor dem Kriege immer wieder am Widerstande der zarischen Regierung scheiterten.

Dellingshausen ist vom Januar 1902 an ununterbrochen bis zum November 1918, wo er das Land verlassen mußte, als Ritterschafthauptmann von Estland nicht nur der Führer des estländischen Adels, sondern zugleich auch das Haupt der Selbstverwaltung des Landes gewesen. Er hat außerdem als Mitglied des Russischen Reichsrats seit 1907 und als Inhaber hoher Würden — so war er Hofmeister des Zaren — die Kraft seiner Persönlichkeit und seiner weitreichenden Beziehungen in den Dienst des Landes und des Deutchtums gestellt. In seinen Schriften hat Baron Dellingshausen stets das größte Gewicht darauf gelegt, unter Anführung sehr genauer Tatsachen den Nachweis zu erbringen, daß „Wollen und Streben der ritterschaflichen Vertretung Estlands im Laufe von

Jahrhunderten vom Wunsche geleitet worden sind, die vom Schicksal dieser Körperschaft übertragene Aufgabe — die Verwaltung des Landes — im Interesse aller Schichten der Bevölkerung pflichtgetreu zu erfüllen.“ So schrieb er im Vorwort zu seinen Erinnerungen „Im Dienste der Heimat“ (Schriften des Deutschen Ausland-Instituts). Auch seine kleineren Schriften: „Die Entstehung, Entwicklung und aufbauende Tätigkeit der baltischen Ritterschaften“ und „Die baltischen Landesstaaten unter russischer Herrschaft 1710—1918“ sind im Grunde dieser selben Aufgabe geweiht: nachzuweisen, „daß die Rechte der Ritter- und Landschaft uns (dem Adel) Pflichten auferlegten, für die Heimat ehrenamtlich zu arbeiten, und daß der Grundsatz: „Macht ist nur soweit berechtigt, als sie Pflicht bedeutet, die erfüllt wird“, bis zuletzt unsere Richtlinie bildeten.“ Man darf nicht vergessen, daß die ehrenamtliche Tätigkeit in der Verwaltung und im Gericht dem estländischen Adel mehr Ämter auferlegte, als es amtsfähige Adlige im Lande gab, so daß eine Häufung der Ämter eintrat. Kein Geringerer als Bismarck hat dieser hochstehenden Selbstverwaltung höchste Anerkennung gezollt.

Eine Fülle historischer Ereignisse von tiefeinschneidender Bedeutung fällt in die Amtszeit des letzten Ritterschaftshauptmanns von Estland: die Zusammenkunft der Kaiser Nikolaus und Wilhelm in Reval, der Japanische Krieg und die ihm folgende Revolution mit ihrem Sturm im Baltentum, die drei Reichsdumen, die Reformen Stolypins, die Kaiserzusammenkunft in Baltischport, die Gründung des Kriegshafens in Reval und dann die fürchterlichen Drangsale, denen das Baltentum während des Krieges durch die russische Bürokratie und später durch den hochkommenden Bolschewismus ausgesetzt waren.

Als der Bolschewismus zu Beginn des Jahres 1918 seine Herrschaft über Estland ausgebreitet hatte, stellte Baron Dellingshausen gemeinsam mit dem livländischen Landmarschall Baron Pilar von Pilchau die Verbindung mit der deutschen Regierung her. Am 28. Januar war über Stockholm der Petersburger Regierung die Unabhängigkeitserklärung übermittelt worden. Das führte am 5. Februar 1918 zu Dellingshausens Verhaftung und zur Verschickung von 400 Mitgliedern des baltischen Adels nach Sibirien.

Dellingshausen erzählt in seinem Erinnerungsbuch ausführlich von den dramatischen Vorgängen seiner Verhaftung und Verschleppung in die Peter-Pauls-Festung nach Petersburg, seiner Verteilung zum Tode und glücklichen Rückkehr in die mittlerweile durch die deutschen Truppen befreite Heimat. Er tut dies aber mit der ruhig-vornehmen Art, die ihm eigen war, ohne von seiner Person Aufhebens zu machen.

Ich hatte damals im Palais Jussupow in der „Kommission zum Schutz der deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen“ ein längeres Gespräch mit dem schon befreiten, aber noch höchst gefährdeten Baron Dellingshausen. Er erwähnte mit leichtem Lächeln, wie schnell man sich doch an Todesdrohungen und die an die Schläfe und an den Hinterkopf gedrückten Revolverläufe gewöhne: sehr bald mache es gar keinen Eindruck mehr.

Dieser Ritter ohne Furcht und Tadel war die Verkörperung einer Vornehmheit, die moralischen und physischen Mut, Ehre und persönlichen Einsatz für die Allgemeinheit als Selbstverständlichkeiten in sich schließt. Daher auch die nie angetastete Autorität, die er im Kreise seiner Landsleute beibehielt, als er als Flüchtling mit seiner Familie den neugegründeten estnischen Staat verlassen mußte. Auch im Deutschen Reich ist er ein Vater seiner Standesgenossen geblieben, hat in den baltischen Organisationen eine maßgebende Rolle gespielt und dank seiner großen persönlichen Eigenschaften eine wesentliche Wirkung in seinen Kreisen und darüber hinaus ausgeübt. Er schließt seine Erinnerungen mit den Worten Luthers: „Niemand lasse den Glauben, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will.“ Und als er im Jahre 1925 in der Gesellschaft „Deutscher Staat“ einen Vortrag über die Baltischen Landesstaaten zu halten hatte, wandte er sich mit herber Kritik gegen die Feigheit der deutschen Regierung, die selbst die Gelegenheit in Locarno ungenutzt vorbegehen ließ, ohne laut die Wahrheit zu sagen:

„Endlich einmal hätte die aufhorchende Welt erfahren, nicht nur, daß Deutschland nicht den Krieg verschuldet hat, sondern daß es das Opfer eines Wortbruches von seiten der Regierungen der Entente geworden ist.“

Und er schloß mit dem Ruf Fichtes: „Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben, an Deines Volkes Auferstehen!“

Baron Dellingshausen ist nach einer Trauerfeier in Potsdam am 19. Juli auf dem Dellingshausenschen Erbbegräbnis in Haljal (Estland) beigesetzt worden. Nicht nur aus den Reden aller baltischen Verbände des Landes, sondern auch aus der Predigt des Pfarrers in deutscher und estnischer Sprache und aus den Worten eines estnischen Bauern am Grabe klang die unverbrüchliche Liebe und Verehrung, die dem letzten Ritterschaftshauptmann von allen entgegengebracht wurde, die je mit ihm in Berührung gekommen sind.

Carlo von Kugelgen.

Zum Tode des rußlanddeutschen Dichters Dr. Gustav Wenzlaff

am 14. Mai 1939

Der „Yankton Press and Dakotan“ vom 16. Mai dieses Jahres entnehmen wir folgendes:

Gustav G. Wenzlaff war einer der hervorragendsten Bürger von Yankton. Er wurde zu Johannistal in der Ukraine am 5. November 1865 geboren. Mit seinen Eltern und einer Schar anderer Auswanderer kam er am 3. Mai 1874 in Newyork an, und sechs Tage danach erreichte die Familie Wenzlaff Yankton (S. Dak.).

Der Vater, Johann G. Wenzlaff, eröffnete hier bald darauf eine Eisenwarenhandlung. 1879 baute er im Verein mit einigen Leihhabern am Jamesfluß eine Wassermühle, die später an die Menomoniteniedlung in Jamesville verkauft wurde. Später wurde Vater Wenzlaff Eigentümer der „Dakota Freien Presse“, einer in Yankton herausgegebenen deutschen Zeitung, die bald an seinen Sohn Salomon überging.

Gustav Wenzlaff, ein jüngerer Sohn, erhielt seine Erziehung in Yankton. Dort beendete er die Mittelschule 1884 und erhielt 1888 den Grad eines Bakkalaureus Artium und bald danach den eines Magisters. Im nächsten Jahre studierte er in Chicago, von wo er dann nach Yankton zurückkehrte, um am dortigen College von 1891 bis 1892 eine Professur zu übernehmen. Im Herbst 1892 ging er nach Deutschland, um in Berlin und Leipzig zu studieren. Von 1892 bis 1898 war er Professor der Philosophie und deutschen Sprache im Yankton College und studierte den nächsten Winter wieder in Chicago. Danach verzichtete er auf die Professur in Yankton, um einige Jahre in Kalifornien im Ruhestand zu leben.

Wieder nach Yankton zurückgekehrt, wurde er zum Superintendenten der Volksschulen von Yankton county gewählt und noch vor Beendigung seines zweiten Amtstermins zum Präsidenten der Staatsnormalschule in Springfield ernannt, wo er von 1908 bis 1919 wirkte, als er sich in Alhambra (Kalifornien) niederließ.

Dr. Wenzlaff war ein ausgezeichnete Kenner der deutschen und englischen Sprache und anerkannter Schriftsteller. Außer den oben erwähnten wissenschaftlichen Graden erhielt er 1911 den eines Doktors der Rechte. Folgende Schriften wurden von ihm verfaßt und herausgegeben: *The mental man. Handbook of Psychology. Sketches and Legends of the West. Danforth goes to College, A book of Dakota Rhymes. Drift, a story of old Ukraine. A long and well spent life. A son of colonia the forgotten.* Eine Schrift: *Fallen leaves*, ein Band Gedichte, befindet sich zur Zeit im Druck. Dr. Wenzlaff verheiratete sich 1894 in Chicago mit Susan E. Rice, die ihn überlebt. Es überleben ihn ferner seine zwei Söhne Wilbur und Eduard und eine Tochter Myra Banta, alle wohnhaft in oder bei Los Angeles (Kalifornien, U.S.A.). Die sterbliche Hülle des Entschlafenen wurde beigesetzt in einer Krypta des Rose Hill Mausoleums bei Alhambra (Kalifornien). Die Adresse der hinterbliebenen Witwe ist: Alhambra (Kalifornien), 2211 Winthrop drive.

Zu diesen Ausführungen möchte der Unterzeichnete noch folgendes hinzufügen:

Vor drei Jahren wurde ich mit Dr. Wenzlaff bekannt und stand seither mit ihm in regem Briefwechsel und Bücheraustausch. In dieser Zeit hatte sich zwischen uns eine aufrichtige Freundschaft entwickelt. Auf meine Anregung hin hatte er es unternommen, das Leben der Schwarzmeerdeutschen in den Dakotas in einer Erzählung unter dem Titel: „Der weiße Turm in der Prairie“ darzustellen. Das war sein erstes deutsches Werk. Mit der Niederschrift ist er fertig geworden. Während er den letzten Teil dieser Arbeit mit der Schreibmaschine schrieb, ereilte ihn der Tod. So galten seine letzte Arbeit und seine letzten Gedanken seinem rußlanddeutschen Volke. Das letzte Buch, das er las, war das von Karl Goeß: „Brüder über dem Meer“, mit dem er etwa bis zur Hälfte gekommen war.

Gustav Wenzlaff hat ein selten erfolgreiches Leben hinter sich. Der Sohn eines Dorfschulmeisters

und Pioniers hat es zu bedeutender Bildung und einer geachteten Stellung im Leben gebracht. Ganz dem Lande seiner Wahl, Amerika, ergeben, ist er in seinem Herzen doch ein biederer, deutscher Mensch geblieben. Er hat es als erster unternommen, wenn auch in englischer Sprache, die Schicksale der Schwarzmeerdeutschen bei ihrer Einwanderung nach den U.S.A. dichterisch zu durchdringen, und sie haben allen Grund, auf ihn als einen der Ihren stolz zu sein. Seine Werke atmen, bei aller Liebe für Amerika, die große Tragik des Losgerissenseins vom Lande der Ahnen und das Hineingestelltwerden in eine Drift, einen Zug, mit dem man eben mitwandern mußte, ob man wollte oder nicht. Das kommt besonders in seiner Schrift: *A son of colonia the forgotten*, in welcher er die Schicksale der Wenzlaff-Familie darstellt, zum Ausdruck. Der helle Ausblick war dann immer wieder die Siedlung in der neuen Heimat und die damit verbundenen Hoffnungen. Aus seinen Werken spricht die Kolonistenseele: echt und ohne Falsch.

Georg Rath, Pastor.

Die deutschen Schulen in Bessarabien genehmigt

Der ständige Beauftragte der Deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien, Dr. Hans Hedrich, wurde am 30. August von Ministerpräsident Armand Calinescu in Audienz empfangen. Dr. Hedrich hatte Gelegenheit, dem Ministerpräsidenten die hauptsächlichsten dringenden Fragen und einzelne Beschwerden der Deutschen Volksgruppe vorzutragen. Der Ministerpräsident bevollmächtigte Dr. Hedrich, folgende Entschließung der Öffentlichkeit zu übergeben:

In Übereinstimmung mit Unterrichtsminister Andrei werden die gesamten Gesuche zur Errichtung von deutschen Privatschulen in Bessarabien genehmigt. Ebenso werden die gesamten strittigen Schul- und sonstigen zu diesen gehörenden Gebäude in den Besitz und das Eigentum der evangelisch-deutschen Kirche Bessarabiens zurückgeleitet, in der Erwartung und Voraussetzung, daß in diesen deutschen Schulen staatsfreie Kinder erzogen werden.

Ministerpräsident Calinescu teilte auch mit, daß rumänische Kinder, mit besonderer Erlaubnis des Unterrichtsministers, an deutschen Privatschulen aufgenommen werden dürfen. Ministerpräsident Calinescu stellte in Aussicht, daß die Regierung auch für andere, in diesen Verhandlungen nicht berührte, der Lösung harrenden Fragen Verständnis zeigen werde.

Die einstige rußlanddeutsche Volksgruppe der Kolonisten Bessarabiens feiert in diesem Herbst das 125jährige Bestehen ihrer ersten Siedlungen. Wir werden in unserer nächsten Nummer auf das tüchtige und lebendige deutsche Bauerntum Bessarabiens näher eingehen.

Ablekuna des Bischofs und Neuordnung der Kirchenverhältnisse in Estland

Ein heftiger Streit innerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche Estlands, der an die Person des Bischofs Rahamägi anknüpft, hat in diesen Tagen durch die Einsetzung eines Treuhänders und die Ankündigung einer neuen Kirchenverfassung seinen Abschluß gefunden. Über die sittlichen Verhältnisse in gewissen kirchlichen Kreisen wurde schon lange geklagt. Schon auf 1937 geht der Skandal zurück, der zur Ehescheidung des Bischofs Rahamägi geführt hat. In ihn war ein ehemaliger Kellner und Kabarettänzer, der spätere Pfarrer A. Lepp, verwickelt, der zusammen mit der Frau Bischof Rahamägi in einem der Oxford-Bewegung nahe stehenden religiösen Verein tätig war. Obgleich ernste kirchliche Kreise unter Führung von acht Pröpsten den Bischof zum Rücktritt bewegen wollten, zog er seine Einwilligung zurück und trug auf einer am 31. August d. J. einberufenen Kirchenversammlung einen Abstimmungssieg über die Pröpste davon. Mitte September wurde in einer von dreißig und sechzig Pfarrern besuchten Versammlung eine Deklaration gegen den Bischof und die kirchlichen

Mißstände unterzeichnet, die auch dem Innenministerium eingereicht wurde. Dieses griff nun ein, indem es sich auf den Standpunkt der protestierenden Geistlichen (darunter auch zahlreiche deutsche Pfarrer) stellte und einen von ihnen, J. Warik, an Stelle des Bischofs zum Treuhänder ernannte. In einer Regierungsdeklaration wird darauf hingewiesen, daß der Staat die Pflicht habe, einzugreifen, wenn die kirchlichen Organe selber dazu nicht in der Lage seien. Die vom Bischof ihres Amtes enthobenen Pröpste sind wieder eingesetzt. Der Treuhänder soll nicht nur gesetzliche Zustände und Ordnung in der Kirche wiederherstellen, sondern auch eine neue Verfassung vorbereiten.

Der Vorgang ist für die Zukunft der evangelisch-lutherischen Kirche Estlands von grundsätzlicher Bedeutung, da Rahamägi die Kirche des Landes im Widerspruch zu ihrer Tradition in enge Verbindung zur anglikanischen Kirche zu bringen versuchte. Er selber erfreute sich bester englischer Beziehungen. So haben die Kommission der Kirche Englands, die die Verhandlungen mit der Kirche Estlands führte, ebenso wie der Dekan von Chichester und einer der englischen Erzbischöfe trotz des sich steigenden Skandals und aller sittlichen Bedenken bis zum Schluß sich energisch für den Bischof eingesetzt.

Mitteilungen des Verbandes der Rußlanddeutschen

Aus dem Leben der Zweigstellen

Berlin

Veranstaltungen

Infolge der bekannten Ereignisse fallen bis auf weiteres alle Veranstaltungen aus.

Unsere zwanglosen Zusammenkünfte finden nach wie vor jeden Freitagabend im Volksdeutschen Klub, Mohrstraße 46, statt.

Die nächste Bezirksleitersitzung findet am Freitag, dem 3. 11. 1939, statt.

Spenden für rußlanddeutsche Frontsoldaten

Unsere letzte Bezirksleitersitzung vom 22. 9. 1939 war gekennzeichnet durch die erfolgreiche Eröffnung einer Spendenliste für unsere Frontsoldaten. Wie aus den eingehenden Dankschreiben hervorgeht, haben unsere Zigarren- und Zigarettensendungen große Freude ausgelöst. Wir bitten um weitere Spenden und Angabe von Feldpostadressen unserer Landsleute.

Rastenburg

Am Dienstag, dem 1. August d. J., um 20 Uhr fand in Rastenburg, Hotel Königsberg, eine Versammlung der

Rußlanddeutschen statt, zu der 17 Personen erschienen waren. Nach Eröffnung vom Zweigstellenleiter ergriff die Sachbearbeiterin für das Frauenwerk, Frä. Braun (Berlin), das Wort. Sie sprach über die Frauenarbeit. Dann gab der Zweigstellenleiter einen Überblick über die Arbeit des Verbandes. Zum Schluß folgte ein Bericht über die Stuttgarter Tagung. Nach dem offiziellen Teil blieb noch alles zum gemütlichen Beisammensein bis 24 Uhr da, und Erinnerungen aus der alten Heimat tauchten auf.

Am Mittwoch, dem 2. August d. J., um 20 Uhr fand in Bergenthal bei Nordenburg eine Versammlung der Rußlanddeutschen statt, an der 23 Personen teilnahmen. Der vom Zweigstellenleiter beauftragte Johannes Wessel eröffnete die Versammlung, worauf Frä. Braun über die Aufgaben und Ziele des Verbandes und der Frauenarbeit sprach. Dann wurde die Zweigstelle Nordenburg gegründet und Herr Hermann Groß mit der Führung beauftragt.

Nachtrag zur Rußlanddeutschen Ausstellung in Stuttgart

Das ausgezeichnete Modell eines taurischen Bauernhofes erregte auf der Rußlanddeutschen Ausstellung berechtigtes Aufsehen. Wir brachten in der letzten Nummer eine Abbildung dieses Modells und wollen nicht ver säumen nachzutragen, daß es die liebe- und verständnisvolle Arbeit des rußlanddeutschen Tischlermeisters **Klein** in Dresden ist.

Aus dem Leserkreise

Ein Urteil über die *DD*.

Aus einem Brief aus York, Nebr., vom 17. 8. 1939
an Dr. Stumpp.

Vorgestern bekam ich die „Deutsche Post aus dem Osten“, Nr. 6—7, von der Redaktion unserer „Weltpost“ zugesandt. Ich las den ganzen Inhalt bereits zweimal. Ich wünschte nur, ich hätte auch bei der Lagung und der Ausstellung sein können! Was besonders Ihren Bericht über den Stand der rußlanddeutschen Forschung. Sie tun unserem Volk einen unschätzbaren Dienst! Ich wollte doch so gerne auf diese Zeitschrift abonnieren — vielleicht kann ich Ihnen in Kürze die drei Dollar für Lesegeld einsenden. Der Inhalt der Zeitschrift ist mir so wichtig, neben meiner Bibel die wichtigste Lektüre. Aber dem Lesen beschlich mich das Heimweh nach der Wolga. Auch wir hören kein Sterbenswörtchen mehr von da — als wenn alles ausgestorben wäre. Die Ecke in der „DD“, Rußlanddeutsche Sippenkunde, ist mir immer besonders wichtig, aber ich vermiste unsern Namen in der Liste. Herr Doktor, sollte unser Name Volz einmal erscheinen, so wollten Sie es nicht übersehen und mich davon unterrichten; vielleicht wird mein Lebenstraum doch noch wahr.

Jacob Volz.

Büchertisch

F. J. Weber: Volkstum und Glaube in den deutschen Wolgakolonien. Kassel, Verlag von Oncken, 1939. 65 Seiten.

Die vorliegende Festschrift, herausgegeben zum 175jährigen Bestehen der Wolgakolonien, stellt eine kurzgefaßte Schilderung des Lebens der Wolgadeutschen dar. Sie beginnt mit einem geschichtlichen Rückblick, als auf den Ruf der Zarin Katharina II. nach dem Siebenjährigen Krieg Auswanderer aus der Pfalz, aus Hessen, Schwaben und Sachsen nach Rußland zogen und dort in den unwirtlichen Steppen der unteren Wolga deutsche Siedlungen gründeten. Es waren die späteren Wolgadeutschen. Der Verfasser geht dann auf den bald einsetzenden Aufstieg der Kolonien ein, schildert ferner den inneren Aufbau der Kolonien sowie die einzelnen Gründungen. Den größten Raum der Broschüre nimmt die Schilderung des Leidensweges der Wolgadeutschen ein, der mit dem Ausbruch der Revolutionswirren den wirtschaftlichen Wohlstand der Vorkriegszeit jäh abbrach und mit dem völligen Auflösen des Deutschtums in der Bolschewistenzeit endete. Im einzelnen betrachtet der Verfasser die religiösen Verhältnisse in den Wolgakolonien. Der Verfasser hat es verstanden, auf knappem Raum eine Fülle von Tatsachen zu verarbeiten, so daß uns das Büchlein bestens geeignet scheint, dem reichsdeutschen Leser das Schicksal seiner Brüder an der Wolga näherzubringen.

Jo h. Weinbender.

Hans Harder: Die vier Leiden des Adam Kling. Eine wolgadeutsche Geschichte. 1939. Im Heimatdienstverlag, Berlin. 189 Seiten.

Das Buch gibt leuchtende Schilderungen des stolzen, reichen und nützlichen Daseins der deutschen Kolonisten

im alten Rußland und düstere Bilder von den schweren Kämpfen und den entsetzlichen Leiden in den späteren Kriegs- und Nachkriegszeiten. Darüber und auch über die Glaubenskämpfe der Kolonisten ist schon manche Schilderung erschienen, wie etwa in der „Hungerpredigt“ und im „Abertündchten Grab“. Aber noch keimlich ist so in die Tiefe gegriffen worden, noch keimlich die Frage des Warum beim Leiden und Untergang unzähliger schuldloser deutscher Menschen aufgeworfen worden, um den tiefsten Sinn des Lebens, den Weg zu Gott und damit ein Hinauswachsen über alles Leiden der Menschen aufzudecken. Das Buch erschöpft sich nicht in gräßlichen Schilderungen, sondern ist vor allem ein machtvoller Appell zu einem wahren unverfälschten Glauben. Das Buch geht über die Problematik des Rußlanddeutschtums hinaus und wendet sich an alle.

Carlo von Kugelgen.

F. W. von Dergen: Baltentum. 340 Seiten Text, drei Karten. In Leinen 7,50 RM. Verlag F. Bruckmann, München.

Wer Einblick in den an Wechselfällen so reichen Verlauf der Geschichte der Baltischen Lande Est-, Liv- und Kurlands haben will, greife zu dem flüssig und klug geschriebenen Buch von Dergen. Es gibt politische Geschichte, begonnen mit der Aufseglung der Livlande in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, bis zum Abschluß der Kämpfe nach dem Weltkrieg. Die Entstehung, die Blüte und der Verfall des Ordensstaates, die Kämpfe mit Polen und Schweden, das Schicksal der Baltentum unter russischer Herrschaft, das ungeheure Hin und Her durch Jahrhunderte im nordöstlichen Raum, bei dem die Baltentum stets den Angelpunkt bildeten, werden von Dergen knapp und übersichtlich herausgearbeitet. Am meisten ziehen ihn an die großen Männer der baltischen Geschichte, vor allem der große Kriegsherr und Staatsmann Wolter von Plettenberg, der Gegenspieler des Zaren Iwan III., und andererseits der wohl hervorragende Politiker des Baltentums, Johann Reinhold von Patkul, der Gegenspieler Karls XII. Die Kultur- und Geistesgeschichte des Baltentums wird nicht gegeben, und die Behandlung der neuesten Zeit tritt in dieser Gesamtgeschichte stärker zurück.

Carlo von Kugelgen.

Grundriß der Deutschen Wohlfahrtspflege. Von Dr. H.-E. von Hausen, Oberverwaltungsgerichtsrat, und Dr. H. Köhler, Referent im Hauptamt für Volkswohlfahrt, NSDAP, Reichsleitung. (Schaeffers Neugestaltung von Recht und Wirtschaft, 11. Heft.) Erste Auflage 1939, 133 Seiten, kartoniert 3 RM. Verlag W. Kohlhammer, Abt. Schaeffer, Leipzig C 1.

Für alle in der Sozialarbeit Tätigen ist es von Wichtigkeit, sich einen Überblick über das vielgestaltige Arbeitsgebiet der Wohlfahrtspflege zu verschaffen. Die Möglichkeit hierzu bietet der vorliegende Grundriß, der in der bekannten klaren und leicht einprägsamen Schaefferschen Darstellungsart alles Wissenswerte bringt. Einem knappen Abriss der geschichtlichen Entwicklung folgt eine mustergültige Darstellung des Rechts der öffentlichen Fürsorge und der Neuschöpfungen der Wohlfahrtspflege, wie Ehestandsdarlehen, Kinderbeihilfen und Familienunterstützung. Das gleiche allgemeine Interesse verdient die Schilderung der NSV-Arbeit und des W.H.V., ihrer Grundsätze und ihrer wichtigsten Aufgaben. Alle diese Dinge, die bisher nur verstreut in der Presse gebracht wurden, sind hier in ihrem großen Zusammenhang aufgezeigt. Eine Darstellung der Verbände der freien Wohlfahrtspflege (Deutsches Rotes Kreuz, Innere Mission, Caritas) schließt das Heft ab.

J. Dienemann, Kossitten. Volksausgabe 1938, geb. 3,60 RM.

Eine gemütvoll und gemütliche Plauderei des „Vogelprofessors“ über die von ihm geschaffene Vogelwarte in der Kurischen Nehrung. Aber es ist mehr als das. Das Buch zeigt nicht nur den leidenschaftlichen Willen des Entdeckers und Forschers, in die Geheimnisse

der Natur einzudringen, es will Liebe zur Natur und Vogelwelt in allen Kreisen unseres Volkes wecken und pflegen. Darum wird es auch allen lieb sein, Alten und Jungen, Lehrenden und Lernenden. Unserem Leserkreis zeigt es, wie eng der Nordosten Deutschlands mit dem Osten Europas durch die Vogelwelt verbunden ist.

Cramer.

Zum Kolonienverzeichnis und der Karte der deutschen Siedlungen an der Wolga

Das im Anschluß beigefügte Verzeichnis der deutschen Siedlungen an der Wolga ist in der Kulturabteilung des Verbandes der Russlanddeutschen entstanden und stützt sich auf folgendes Quellenmaterial:

1. Beratz, Gottlieb: Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga in ihrer Entstehung und ersten Entwicklung. Gedenkblätter zur 150. Jahreswende der Ankunft der ersten deutschen Ansiedler an der Wolga. 29. Juni 1764 bis 29. Juni 1914. — Saratow 1915;
2. Verzeichnis bewohnter Ortschaften des russischen Reiches nach den Angaben von 1859. Band 37: Gouvernement Saratow. Herausgegeben vom Statistischen Zentralkomitee des Innenministeriums. Bearbeitet vom Chefredakteur A. Artemjew. St. Petersburg 1862. Band 36: Gouvernement Samara. Herausgegeben 1864;
3. Volksfreund-Kalender für das Jahr 1911. Verlag und Druck der Buchdruckerei „Energie“, Saratow;
4. Schmidt, D.: Studien über die Geschichte der Wolgadeutschen. 1. Teil: Seit der Einwanderung bis zum imperialistischen Weltkriege. Zentral-Völker-Verlag der Union der Sozialistischen Räterepubliken, Abteilung in Pofkrowsk, U.S.S.R. der Wolgadeutschen, Pofkrowsk: 1930, Moskau 1930; Charkow;
5. „Freie Flur“, Deutscher Bauernkalender 1927. Deutscher Staatsverlag, Pofkrowsk/Wolga;

ferner:

1. Geographisch-administrative Karte der Arbeitskommune des Gebiets der Wolgadeutschen R.S.F.S.R. 1922;
2. Geographisch-administrative Karte der U.S.S.R. der Wolgadeutschen. (Diese Karte wurde entlehnt aus dem zum Druck vorbereiteten Schulatlas der Deutschen Wolgarepublik von N. Bjelkin und J. Müller.) Aus „Freie Flur“, Deutscher Bauernkalender 1927. Deutscher Staatsverlag, Pofkrowsk;
3. Karte der Autonomen Sozialistischen Sowjet-Republik der Wolgadeutschen, bearbeitet von W. N. Kjabinin im Zentral-Verlag der Völker U.S.S.R., Pofkrowsk 1930.

Die Sowjetregierung hat eine ganze Reihe von Siedlungen umgetauft. Bei der Aufstellung des Verzeichnisses konnte nicht immer festgestellt werden, welche Siedlungen andere Namen erhalten haben. Aus diesem Grunde besteht die Möglichkeit, daß hier verschiedene Kolonien doppelt auftreten: einmal unter dem früheren und ein andermal unter dem neuen Namen. Ihre Zahl kann jedoch nicht allzu groß sein, denn im allgemeinen konnte der weit überwiegende Teil der Siedlungen auf den von mir für die Herstellung der dieser Nummer beigefügten Karte benutzten Karten festgestellt und in die Spezialkarte eingezeichnet werden. Wer die Identität der im Verzeichnis mit Doppelnamen auftretenden Siedlungen festzustellen vermag, teile dies umgehend der Kulturabteilung des Verbandes der Russlanddeutschen mit, damit sofort eine entsprechende Berichtigung erfolgen kann.

Als Unterlage für die Herstellung der Karte „Die deutschen Kolonien an der Wolga“ benutzte ich die russische Generalstabskarte 1:420 000; außer den oben erwähnten Spezialkarten noch eine Reihe von anderen russischen Karten. Die Lage der Siedlungen ist auf Grund der benutzten Karten durchweg richtig eingetragen.

U. Mergenthaler.

Chemaliges Gouvernement Saratow (Bergseite)

	Geogr.	Einwohnerzahlen	Rüd- gang
		1911/15	1926
Kanton Balzer			
Mutterkolonien:			
Anton (Sewastjanowka)	1764	3 215	1 749
Balzer (Golnj Karamysch)	1765	11 677	3 214
Bauer (Karamyschewka)	1766	4 887	3 210
Beides (Talowka, Tschernaja Badina)	1764	7 425	3 941
Dönnhof (Gololobowka)	1766	7 838	5 039
Grimm (Lesnoj Karamysch)	1767	12 092	5 300
Franzosen (Kossoschi)	1765	3 446	1 860
Hud (Slawuschka)	1767	10 075	4 921
Kutter (Popowka)	1767	4 440	2 065
Meller (Ust-Soltcha)	1766	5 704	3 575
Moor (Kljutsch)	1766	6 280	3 667
Norta	1767	14 646	7 210
Schilling (Sosnowka)	1764	3 732	2 771
Tochterkolonien, Chutoren:			
Bergdorf	—	—	—
Kommune Progreß	—	—	—
Neu-Moor	—	—	133
*Perwojinka 1)	—	—	150

1) Alle mit einem Stern (*) bezeichneten Kolonien sind auf der Karte nicht eingetragen.

	Geogr.	Einwohnerzahlen		Rüd-
		1911/15	1926	gang
Kanton Grant				
Mutterkolonien:				
Degott (Ramennj Dwräg)	1766	658	490	168
Vittel (Wjeřnaja) (Witel)	1767	6 828	3 016	3 812
Kanton (Medwedizkoj-Krestowoj				
Dwjerat)	1767	12 400	5 195	7 205
Dwjerat (Wesřhanta)	1765	2 691	1 519	1 172
Dwjerat (Kinewo Džero)	1767	8 500	6 623	1 877
Kamenta	1765	5 289	3 052	2 237
Kauz (Wesřhanta)	1767	2 751	1 518	1 233
Koid (Wesřtomarka)	1767	3 485	2 823	662
Krakle (Wotřhinnoje)	1767	2 628	1 282	1 346
Wertel (Watarowka)	1766	2 540	1 299	1 241
Wjeřter (Wnitulja)	1767	4 661	2 278	2 383
Worgammel (Wamjatnoje)	1767	2 006	1 717	289
Seewald (Wesřhowje)	1767	1 447	1 440	7
Schud (Wesřasnowarka)	1766	2 378	1 808	570
Wolmar (Kopenta)	1766	1 452	1 496	—
Walter (Wesřinnaja Luta)	1767	7 500	2 739	4 761

Tochterkolonien,

Chutoren:

Freidorf	—	—	—	—
Dudertal	—	—	—	—
*Krauter-Chutor	—	—	1 171	—
Klein-Walter (außerhalb der Republik, nordwestlich vom Kanton Grant gelegen)	—	—	—	—
Kurnawa (außerhalb der Republik, nordwestlich vom Kanton Grant gelegen)	—	—	—	—
Neu-Salzer	1863	1 021	969	52
Neu-Wönnhoff	1863	2 953	2 241	712
Neu-Krant (außerhalb des Kantons)	—	—	—	—
Neu-Wieser (Wjanderdorf)	1863	2 475	2 241	234
Neu-Walter (außerhalb des Kantons)	—	—	—	—
Propp	—	—	—	—

Kanton Kamenta

Mutterkolonien:

Dobrinfa (Wjřhnaja Dobrinfa)	1764	5 777	3 209	2 568
Dreipiß (Wesřhnaja Dobrinfa)	1767	3 838	1 800	2 038
Galta (Wit-Kufalina)	1764	3 625	2 061	1 564
Göbel (Wit-Wesřasnowka)	1767	2 981	2 149	832
Hildmann (Panowka)	1767	2 414	1 536	878
Holstein (Wesřhnaja Kufalina)	1765	2 621	1 301	1 320
Köhler (Karaunji Wjjerat)	1767	5 017	3 096	1 921
Kraji (Wesřhnaja Wjjerat)	1767	6 602	2 759	3 843
Leichling	1767	2 535	1 330	1 205
Ljebrowka (Wjřhberg)	1767	4 615	1 903	2 712
Wüßler (Krestowoj Wjjerat)	1767	2 659	877	1 782
Semjonowka	1767	6 002	4 259	1 743
Schwab (Wjjerat)	1767	2 416	1 133	1 283
Stephan (Wobjanoj Wjjerat)	1767	3 073	1 660	1 413

Tochterkolonien,

Chutoren:

Alexanderthal	1853	981	728	253
Amilomo	1846	477	334	143
Brunnenal	—	—	—	—
Erlenbach (Kamennaja)	1852	2 407	1 390	1 017
Friedental	—	—	—	—
Friedendorf	—	—	87	—
Frisler	—	—	—	—
Josephthal	1852	1 283	1 333	—
Marienseid	1852	—	948	—
*1. Nagornoje Kreditnoje To-	—	—	—	—
warischtschewo	—	—	—	—
Neufeld	—	—	—	—
Neu-Kraji	—	—	—	—
Neue Mühle	—	—	—	—
Neu-Müller	—	—	—	—
Neu-Norka	1852	2 002	1 117	885
Oberdorf	1852	2 591	—	2 591
*Pittenlofeld	1786	—	—	—
Rosenberg	1852	2 889	1 913	976
Rosenfeld	—	—	—	—
Schmidt	—	—	—	—
Swesda (Nagornaja Swesda)	—	—	70	—
Unterdorf	1852	1 570	951	619
Wiesenfeld	—	—	—	—
Nordöstlich von Saratow liegen:				
Tagobnaja Poljana (Mutter-	1767	9 522	15 000	—
kolonie)				
Neu-Straub (Tochterkolonie)	1802	3244	—	—
Polotřhnaja (Tochterkolonie)	1772	3 575	—	—
*Sarepta	1765	—	—	—
Chutoren, deren Lage un-				
betannt ist:				
*Deutsche Gemeinde in Nkolaj-		565	—	—
ewskaja Sloboda	—	2 000	—	—
*Diaspora	1865	—	—	—
*Dobrinfa-Chutor	—	—	—	—

	Geogr.	Einwohnerzahlen		Rüd-
		1911/15	1926	gang
*Dreipißer-Chutor	1865	—	—	—
*Dubowka a. d. Wolga	—	500	—	—
*Galta-Chutor	1865	—	—	—
*Karrow-Chutor	1865	—	—	—
*Magelstal	1859	100	—	—
*Witowoj-Chutor	nach 1865	—	—	—
*Neu-Walther	—	—	—	—
*Wstaumersmühle-Chutor	nach 1865	—	—	—
*Kudnja	—	120	—	—
*Sebrjalowo	—	—	—	—
*Waltiger-Chutor	—	—	—	1 468
*Weidenbaum-Chutor	nach 1865	—	—	—
Kanton Solotoje	Keine Kolonien vorhanden)	—	—	—

Chemaliges Gouvernemet Samara (Wiesenseite)

	Geogr.	Einwohnerzahlen		Rüd-
		1911/15	1926	gang
Kanton Katharinenstadt				
Mutterkolonien:				
Basel (Wasiljewka)	1767	5 212	3 974	1 238
Beiringen (Waratajewka)	1767	4 560	3 036	1 524
Boaro (Worowskoje)	1767	6 421	3 544	2 877
Worgardt (Wjjerat)	1766	2 157	1 765	392
Brodhausen	1767	1 733	737	996
*Kajarsfeld	—	—	—	—
Enders (Wit-Karaman)	1765	2 241	1 377	864
Ernestinenborf	1767	2 086	1 061	1 025
Fischer (Lejauka)	1765	3 207	1 800	1 407
Glarus (Georgiewka)	1767/80	3 140	1 500	1 640
Hoderberg	1773	1 879	1 016	863
Kano (Kanskoje)	1767	2 714	1 158	1 556
Katharinenstadt (Baronst.)	1766	10 811	13 150	—
Kind (Wasiatowka)	1767	3 072	1 701	1 371
Krasnojars (Krasnoj-Sar)	1767	8 567	4 893	3 674
Kuzern (Wit-Kufalina)	1767	3 697	2 890	807
Küb (Wesřanowka)	1767	2 873	1 645	1 228
Niedermonjou (Wobrowka)	1767	4 576	2 638	1 938
Obermonjou	1767	2 801	2 157	644
Orlowkoje	1767	6 932	3 243	3 689
Paulskoje	1767	4 057	2 300	1 757
Wihlppfeld	1767	1 955	879	1 076
Solothurn (Solotoje) (Witt-				
mann)	1767	3 506	2 762	744
Sufannental	1767	2 028	1 036	992
Schaffhausen	1767	4 788	2 606	2 182
Schöndchen (Paninskkoje)	1767	2 510	1 617	893
Schweb (Swonarewka)	1765	3 744	1 890	1 854
Stahl (Swonarewka)	1766	3 923	2 063	1 860
Unterwalden	1767	3 748	2 078	1 670
Zürich (Sorlino)	1767	5 381	2 643	2 738
Zug (Martinskkoje)	1767	2 861	2 331	530

Tochterkolonien:

Alt-Brunnen	Ruschum			
Birlengraben	Majanga			
Birtenhain	Majanga			
Bosens Damm	*Reichert zu Kano			
Brunnen	Neu-Brunnen			
Chutor Nr. 10	*Neudamm zu Katharinenstadt			
Dämmchen	Neu-Schaffhausen (außerhalb des Kantons jenseits der Wolga)			
*Dammgraben zu Nüb	*Dörsenbürg zu Sufannental			
Drüßiger Graben	*Dörsenbürg zu Orlowkoje			
Einigkeit	*Bill zu Unterwalden			
Fauengraben	*Salbam bei Orlowkoje			
Franz	Sandteich			
Groß-Damm	Soljanka Ausstellungen			
Kalmüdenberg	Stalinberg			
Karaman	*Schurawitsch zu Katharinen-			
*Karaman zu Unterwalden	stadt			
Karlsberg	Tal			
*Ketta zu Nüb	Tal			
*Ketta zu Orlowkoje	Tischanka			
Kleiner Damm	Tränkteich			
Kohlesteich	Tränkteich			
Kuschum	Uras			
Kanton Mariental				
Mutterkolonien:				
*Chasfelois (Chasfjol)	—			
Graf (Krutotjarowka)	1766	2 737	1 143	1 594
Herzog (Susja)	1766	2 021	1 214	807
Louis (Drogowka)	1766	4 443	2 167	2 276
Mariental (Tonkuschurowka)	1766	7 206	4 104	3 059
Reinhardt (Ossinowka)	1766	1 293	895	398
Reinwald	1767	5 864	2 256	3 608
Rohleder (Wastaiji)	1766	4 662	1 520	3 142
Rosenheim (Podstepnoje)	1765	4 075	2 829	1 246

	Geogr. Einwohnerzahlen		Rüd- gang	
	1911/15	1926		
Schäfer (Шарова)	1766	3 160	1 782	1 378
Schulz (Хуговаја Шрјаснућа)	1766	2 396	1 093	1 303
Urach (Урарова-Хут)	1767	3 210	1 827	1 383
Tochterkolonien:				
*Antonowka (Uralst)	1860	2 090	1 286	804
Arbeitsliebe				
Auwegen				
Blumental				
Bruderberg				
Dageim				
Darmstadt				
Ennweidung				
*Franz				
Freiheit				
Freiental	1849	1 585	768	817
Friedental				
Frühling				
Guch				
Gnadendamm				
Gnadendorf	1859	2 169	1 508	661
Grabenfeld				
Grabenheim				
Hoffnung				
*Jerchow		105		105
Kenintal				
Kiebtal	1859	3 683	406	3 277
Kiebtental				
Killenfeld	1848	1 533	1 117	416
*Kippertstal		263		263
Waidorf				
Wariensfeld				
Weißer				
Weiber				
Neu-Boaro	1848	1 206	629	577
Neu-Enders				
Neues Leben				
Neufeld				
Neu-Gnadendorf				
Neu-Kaub (Neu-Tarnt)	1860	2 421	1 711	710
Neu-Mariental	1864	1 303	560	743
Neu-Obermonjou	1859	1 053	619	434
Neu-Reinhardt				
Neu-Rosenheim				
*Neu-Schäfer				
Neu-Schulz				
Neu-Urbach	1860	963	459	504
Neu-Urbach				
Oberwald				
Oktoberberg				
Rosenau				
*Rosenberg				
Rosenfeld	1859	2 050	1 380	760
Satto				
*Sarja				
Sowjetskij				
Susip.				
Starter Feld				
Urbach	1909		1 218	
Weizenfeld (Kachoj)	1849	1 591	948	643
Kanton Fjedorowka				
Tochterkolonien:				
Altenau			57	
Annenfeld				
*Annsiedlung bei Ples			35	
*Art			13	
Bergtal			126	
*Bergtal			24	
*Billig			20	
Birjuschij		400	567	167
Braunschweig				
*Brunntal			71	
Blumenfeld				
Edstein			26	
Erlenbach			650	
Eugenfeld			117	
Fint				
Fint				
Fint				
Fintenheim				
Gattung			134	
Geibel				
Gnadensflur	1850	1 135	877	258
Sablonja			260	
*Sablonja-Chutor		150		150
Röppental			47	
Lesnoj				
Mannheim	1860	1 816	1 385	431
Marienburg	1855	2 002	692	1 310
Meinhardt			165	
Morgentau			426	
Munin				
Neu-Blumental				
Neudorf				
Neudorf				

	Geogr. Einwohnerzahlen		Rüd- gang	
	1911/15	1926		
*Neues Leben				
Neu-Sipperts				
Neu-Marienburg				
Neu-Jurich		200	201	
Polewodino		300	512	
*Polewodino			136	
Kairy (Kaitwajan)			120	
Kairy				
Kaujendach			103	
Ked				
Keinhardt				
Riga			109	
Kojendamm (Marzowo)	1849	2 249	1 905	344
Koiarmel				
Sejert				
Sejert				
Shurawlinij (Surawlinij)				203
Sigweiberg (Wartjepta)	1849	1 428	934	494
Sowmos Nr. 2			46	
*Sowjetwirtschaft II				
Schander (Reilmann und Schander)			185	
Schmidt				332
Siragenfeld 1				120
Siragenfeld 2				50
Siragenfeld 3				46
*Siragenfeld 4				
Ujanow				27
Werner				
Wiejenheim				
Kanton Seelmann				
Mutterkolonien:				
Bangert (Saumorje)	1767	2 327	1 380	947
Bravander (Kajrtaja)	1767	3 683	2 434	248
Depler (Berejowka)	1767	2 987	2 077	910
Wintel (Kartjowka)	1767	3 460	1 711	1 749
Wozel (Koiwernoje)	1767	2 516	1 950	566
Woz (Popowina)	1767	2 617	1 356	1 261
*Keller (Krasnownowka)	von den Kirgisen zerstört			
Kuttus (Woiwoje)	1767	3 992	2 459	1 533
Kaub (Kariyt)	1767	4 072	1 968	2 104
Kaube (Sabinowka)	1767	2 775	1 954	821
*Kettinger (Kujtarewa)	von den Kirgisen zerstört			
Neu-Kolonie (Kujtarewa Krasnorgnowka)	1776	1 230	1 847	617
Preuß (Krasnopolje)	1767	5 373	3 286	2 087
Seelmann (Kownoje)	1767	6 981	5 240	1 741
Stagl	1767	4 302	2 126	2 176
Straub (Staiowka)	1767	3 554	2 005	1 549
Warenburg (Priwalnoje)	1767	8 787	4 754	4 033
Tochterkolonien:				
Alt-Ed				
Annsiedlung Priwalnoje				
Arbeitsfeld				
Brunntal (Kriwoj-Sar)	1855	5 172	2 411	2 761
Ebenfeld				
Frejengeim	1861	99	127	
Friedenberg	1860	2 314	1 288	1 026
Friedenheim				
Friedental				
Gnadentau	1860	2 326	2 032	258
Grüntal				
*Hanlau				
Hanlau				
Hergentreder				
Höhendorf	1861	131	150	
Köppental	1864	183	287	
Kindenau	1864	171	162	9
Kuß				
Kujanderhöb	1861	155	214	
Kannheim (Kalenheim)				
Marienberg (Wislut)	1855	3 137	1 734	1 403
Medental	1874	255	356	
Müllerdorf				
Neu-Warenburg (Kownoje Priwalnoje)	1902	987	510	477
Neu-Warenburg			186	
Orlow	1871	96	153	
Ostfeld	1873	174	219	
Petersheim				
Rosental				
*Sowjetwirtschaft Nr. 5				
Siragenheim				
Sirederau	1863	2 502	1 132	1 370
*Walujewka	1864	15	80	
Wieselmüller	1860	5 147	2 767	2 380
Kanton Pokrowsk				
Tochterkolonien:				
Bauer				
Einrichtung				
Lebigs Chutor				
Mischalin				

	Geogr.	Einwohnerzahlen		Rüd- gang
		1911/15	1926	
Kanton Krasnoj Kut				
Tochterkolonien:				
Ahrenfeld	1855	2 680	1 116	1 564
Alt-Friedensfeld (Friedensfeld?)				
Bauer				
Bederdorf				
Brunnenberg			77	
*Dubowoj	1855	2 603	1 545	1 058
Edheim				
Friedendorf				
Friedensfeld (Seruisschil)	1855	3 159	1 813	1 346
Gnadenfeld	1855	2 045	1 521	524
Hoffental	1859	1 508	782	726
Hüllenbach	1860	4 160	2 055	2 105
			1 446	
*Jagodnaja			113	
*Jablownka	1860	1 875	812	1 063
Katharinental				
Klein-Friedensfeld				
Konstantinowka	1859	1 754	862	892
Kultura				
Kulturenfeld				
Langensfeld	1860	1 282	778	504
Leninberg				
Lust				
Malsfeld				
Mattal				
Martental				
Mertel				
Neu-Ahrenfeld				
Neu-Balded	1858	1 083	517	566
Neu-Bauer	1859	2 397	1 002	1 395
*Neu-Bauer			68	
Neu-Brunnenal				
Neudorf				
Neu-Friedensfeld				
Neufeld				
Neu-Jagodnaja	1855	2 400		
Neu-Kosental				
Neu-Schilling	1855	1 096	899	197
Neu-Schilling				
Neu-Schönfeld				
Neu-Schöntal				
Neu-Wieselmüller				
Niederland				
Rosental	1855	2 945	1 746	1 199
Rosenfeld (Norta)	1859	1 282	154	1 128
Salem				
*Sarjala			62	
*Salino			183	
Semledelez				
Schelling				
Schilling				
Schönendorf	1855	2 111	1 016	1 095
Schönfeld	1858	2 013	861	1 152
Schöntal	1857	3 354	1 824	1 530
Straßendorf	1855	763	556	207
Wosrofschenje				
Kanton Pallasowka				
Tochterkolonien:				
Alt-Weimar	1861	1 363	1 090	273
Belosjorka			98	
Bier				
Blumensfeld	1860	3 013	2 044	969
Braun und Weber				
Brott				
*Burja			2 553	
Dienersheim				
Diefendorf				
Dumler				
Eichenschwab				
Frankreich	1861	989	1 103	
Friedental				
Gmellinta			180	
Heinrichsdorf			78	
Hermen				
Horn			103	
Horn				
Issendorf			276	
Kana (Kano)	1860	1 588	950	638
Krochmal				
Kuffus			84	
Kwasnikowka			105	
Morgentau	1860	2 680	1 700	980
Neufeld				
Neu-Galka	1860	2 597	2 858	
Neu-Müller				
Neu-Weimar	1861	2 492	2 044	448
Niedens				
Plisnjaja Wobjanta			550	
Pläumer				
Rau				
Smitnowskij			158	
Schambowka			148	
Sträßburg	1860	3 079	2 800	279
Studert			125	
Torgun			168	
Trippelsdorf			357	

	Geogr.	Einwohnerzahlen		Rüd- gang
		1911/15	1926	
Trott				
Zukunft			196	
Tochterkolonien und Chutoren im ehemaligen Gouv. Samara, deren Lage unbekannt ist:				
*Alexanderfeld				
*Alexandertal				
Alt-Zürich (außerhalb der Republik im Norden von Kanton Fjedorowka gelegen)		400	400	
*Bajel-Muis-Chutor		500		
Blumenheim (Bod. Flnt. Kunj) (außerhalb der Republik im Norden von Kanton Fjedorowka gelegen)				
*Boguschewskij		163	200	
*Dergatschil		210		
*Euzich		300		
*Kamyschowa		52		
*Malo-Usensl		50		
*Neu-Schaffhausen (Kanton außerhalb der Grenzen von Katharinentadt)				
Neu-Zürich (außerhalb der Republik im Norden von Kanton Fjedorowka gelegen)				
*Orlowskojer Gemeindegut (Polewodino)		150	512	
*Rimsko-Korsalaw		122		
*Samowolna		307		
*Sawinka		280		
*Sulejz-Mius		500		
*Scheltjanka		75		
*Schweder Chutor				
*Stepanow		287		
*Terlitow		296		
*Züricher Gemeindegut I				
*Züricher Gemeindegut II				
Gouvernement Saratow				
Städtisches Deutsch-				
		1911/15	1926	Rüdgang
Kamyschka		3 000		
Saratow		19 000		
Wolff		556		
*Zarizyn		2 800		
Insgesamt		25 356		
Gouvernement Samara				
Städtisches Deutsch-				
		1911/15	1926	Rüdgang
*Nowo-Usensl		150		150
*Pallasowka			961	
Polkrowsk.		2 500	9 280	6 780
Krasnoj Kut		600	500	100
Insgesamt		3 250	10 741	7 030
Gesamtzahl der Deutschen an der Wolga:				
Gouvernement Saratow				
		1911/15	1926	Rüdgang
Städtisches Deutschtum		25 356		25 356
Kanton Balzer		95 457	48 805	46 652
Kanton Frank		73 663	44 917	28 746
Kanton Kamenka		68 375	37 944	30 431
Ohne Kantonangabe		19 061	16 468	2 593
Insgesamt		281 912	148 134	133 778
Gouvernement Samara				
		1911/15	1926	Rüdgang
Städtisches Deutschtum		3 250	10 741	(7 491) ¹⁾
Kanton Katharinentadt		117 180	78 252	38 928
Kanton Martental		63 082	33 567	29 515
Kanton Fjedorowka		9 680	10 721	(1 041) ¹⁾
Kanton Seelmann		81 520	51 130	30 390
Kanton Polkrowsk				
Kanton Krasnoj Kut		40 510	21 808	18 702
Kanton Pallasowka		17 801	19 942	(2 141) ¹⁾
Ohne Kantonangabe		4 288	1 038	3 250
Insgesamt		337 311	227 199	110 112
Gesamteinwohnerzahl:				
		1911/15	1926	Rüdgang
In den Kolonien		591 217	364 592	226 125
In den Städten		28 006	10 241	17 765
In den Städten und russischen Orten			4 797	(4 797) ¹⁾
Berechneter Zuwachs 1914—1918		49 673		49 673
Insgesamt		668 896	379 630	289 266 ²⁾
Zahl der Kolonien:				
Mutterkolonien				101
Tochterkolonien, Chutoren, Kleinsetlungen				374

1) Die in Klammern stehenden Zahlen bedeuten Zugang.
2) Siehe Artikel „175 Jahre wolgadeutsche Kolonien.“

Bücher von Hans Harder

Das Dorf an der Wolga

Ein deutsches Leben in Rußland
308 Seiten, 3. Auflage, 4,80 RM.

Das sibirische Tor

Vier Jahre Orenburger Zivildienst 1914/18
328 Seiten, 2. Aufl., 4,80 RM.

Wie Lukas Holl seine Heimat suchte

Eine wolgadeutsche Bubengeschichte
54 Seiten, 0,40 RM.
(im VDA., Berlin)

Die vier Leiden des Adam Kling

Ein deutsches Bauernschicksal an der Wolga
192 Seiten, 3,85 RM.
(erscheint im September
im Heimatdienst-Verlag, Berlin ND 18)

Volk auf dem Wege

Roman der deutschen Unruhe

I. Im Wolgaland

604 Seiten. Broschiert 5,80 RM., in Leinen 7,80 RM.
(1933 erschienen)

Völkischer Beobachter: Hier ist Ponten zum Dichter eines Volkes geworden.

Kölnische Zeitung: Eine wahrhaft erste und einmalige Leistung von größter dichterischer, aber auch nationaler Bedeutung.

II. Die Väter zogen aus

562 Seiten. Broschiert 5,30 RM., in Leinen 6,80 RM.
(1934 erschienen)

National-Zeitung (Essen): Wohl kaum ein Werk hat das deutsche Auswandererschicksal mit solcher Tiefe des Verstehens gebannt, wie es hier Ponten gelungen ist. Man darf sagen, daß der Dichter an diesem Stoff, in den er sich mehr und mehr mit Liebe und Inbrunst versenkt, gewachsen ist und daß seine Tat vom Dichterischen wie vom Volksbedeutsamen her als eine Tat für das deutsche Volk, für den deutschen Menschen überhaupt, betrachtet werden muß.

III. Rheinisches Zwischenspiel

452 Seiten. Broschiert 4,30 RM., in Leinen 5,80 RM.
(1934 erschienen)

Hannoverscher Anzeiger: Hier wächst ein Werk heran, das seinem Inhalt nach ein großartiges Lehrbuch auslandsdeutschen Schicksals, seiner Form nach eine hinreißende Dichtung ist.

IV. Die Heiligen der letzten Tage

515 Seiten. Broschiert 5,— RM., in Leinen 6,50 RM.
(1938 erschienen)

In diesem Buche wird offenbar, daß Josef Pontens Werk nicht nur der „Wolgaroman“ ist, wie Unwissende von ihm sagen, auch nicht der „Roman des Auslandsdeutschtums“ (ein Mensch kann ihn nicht schreiben), sondern eine Darstellung von Volksbewegungen („Volk auf dem Wege“), wie sie aus äußerem Drängen: Ortsslage, Raummangel, Armut des Bodens, politischer Not, aber auch aus innerem: der ewigen Unruhe, fröhlicher Abenteuererei, philosophischer Erdsucht und religiöser Himmelssehnsucht fließen. Es wird also ein Stück der deutschen und überhaupt der Weltgeschichte dichterisch geschrieben. Der vierte Band schließt an den zweiten „Die Väter zogen aus“ erzählerisch an. Auf dem „großen Tag von Aachen“ des Jahres 1818 steht der Kaiser

Alexander von Rußland da, allein und groß, nachdem sein mächtiger Gegenspieler vom Erfurter Fürstentag des Jahres 1808 abtrat, der furchtbare Erreger deutscher politischer Unruhe. Alexander will ein besseres, friedliches, ein auch in der Politik durch Moral gebundenes Europa einrichten — vergebliches Bemühen. Die Enttäuschung darüber bricht dem Edlen das Vertrauen. Sein ferneres Schicksal wird ahnen gelassen — ohne Frage wird der Fortgang des Werkes es uns enthüllen, man könnte den Band auch Alexanders, des Halbdeutschen, Roman nennen, vielleicht überhaupt den Roman Deutscher auf dem russischen Throne, denn die Kaiserin Katharina, „die erste große Deutsche und letzte große Russin“, wie es im Buche heißt, spielt noch breit herein. Eine zweite Erfurter Gestalt, den frohen Abenteuerer Wilhelm Willich, sehen wir in Aachen wieder, gereift an den Ereignissen dieses vielleicht buntesten deutschen und europäischen Jahrzehnts. Er führt schließlich im Auftrage des Zaren die „Heiligen der letzten Tage“ nach Südrußland, wo der in Europa enttäuschte Zar ein Gottesreich in Frieden und Arbeit durch deutsche Auswanderer errichten will. Wilhelm betreibt dafür „das große Sammeln“ in Rheindeutschland und Schwaben.

Auszugsstraße der Tausende ist die Donau, auf der „die große Wasserfahrt“ spielt. In Ulm sammeln, in Wien melden, in Apatin bei Belgrad trennen sie sich; die einen schiffen stromab, die andern karren landein, jene erleben eine idyllische Wasserreise, diese machen eine graufige Karawanenfahrt, die Cholera in den Wagen. Nach der Wiedervereinigung der Bünde trifft schließlich eine stark verminderte Schar in Südrußland ein, die dort auf großer Landfahrt vor dem Schnee in den schützenden Winterquartieren bereits angesiedelter Kolonisten verschwindet.

„Volk auf dem Wege“ wurde mit dem Rheinischen Literaturpreis 1936 und mit dem Münchener Literaturpreis 1937 gekrönt. Herausgegeben von der Deutschen Verlags-Anstalt. Schulausgaben daraus bei Belg, Schaffstein, Enslin & Laiblin, Diesterweg und im Neuen Buchverlag.

Die „Volk auf dem Wege“-Bücher zusammen 120 Tausend.

Slawische Abendkurse an der Deutsch-Russischen Höheren Schule der Stadt Berlin

Russisch — Polnisch

Die Deutsch-Russische Höhere Schule der Stadt Berlin eröffnet am

19. Oktober

ihren 24. Vierteljahrs-Lehrgang für Russisch und Polnisch mit neuen Anfänger-, Fortgeschrittenen- und Oberkursen für Schüler und Erwachsene. Der Unterricht findet montags und donnerstags

von 18 bis 19.30 Uhr für Schüler
bzw. Erwachsene,

von 20 bis 21.30 Uhr für Erwachsene

in Berlin-Schöneberg, Kyffhäuserstraße 23, statt.

In den Oberkursen wird der Unterricht in der Fremdsprache erteilt.

Die Teilnahme an einem Kursus (etwa zwanzig Doppelstunden) kostet für Erwachsene 7,— RM., für Schüler 5,— RM.

Anmeldungen am 19. Oktober um 18 bzw. 20 Uhr Kyffhäuserstraße 23.

Zur Teilnahme an diesen Kursen sind nur Personen deutscher Reichsangehörigkeit berechtigt.